

punktum.

SBAP.

Schweizerischer Berufsverband für Angewandte Psychologie
Association Professionnelle Suisse de Psychologie Appliquée
Associazione Professionale Svizzera della Psicologia Applicata

September 2007

Kommunikation

Der Mensch als User

Reden ist Silber, Zuhören Gold

Am medialen Pranger

Inszenierung von Terror und Krieg

SMS: 2B?NT2B?=???

Ich liebe, also kommuniziere ich

Liebe SBAP.-Mitglieder,
liebe **punktum**.-LeserInnen

«Die schönsten Briefe unter den Deinen (und das ist viel gesagt, denn sie sind ja im Ganzen, fast in jeder Zeile, das Schönste, was mir in meinem Leben geschehen ist) ...», schrieb am 9. August 1920 ein bereits an Tuberkulose erkrankter Franz Kafka aus Prag an die Journalistin Milena Jesenská. Sie lebte in Wien und beabsichtigte, einige von Kafkas Erzählungen vom Deutschen ins Tschechische zu übersetzen. Milena war verheiratet. Gleichwohl entstand zwischen ihr und Kafka eine enge Verbundenheit, die von grosser Offenheit und Zuneigung geprägt war – eine zurückhaltende Liebesbeziehung, die mit wenigen persönlichen Begegnungen auskommen musste, sich aber in einem intensiven und teilweise rührenden Briefwechsel entfaltete.

Der Liebesbrief ist etwas ganz Besonderes. Ein Schriftstück voller Hoffnungen, Sehnsüchte sowie intimer Beichten und Verklärungen. Er transportiert Träume und Ideale, er übermittelt Versprechen und Illusionen. Aus einem Gefühl wird ein ganzes Universum von Empfindungen kreiert, ein Universum aus wunderbaren Worten, die nur eines zum Ziel haben: die Seele der geliebten Person in einen ähnlichen Zustand des Liebesrausches zu heben. Der Liebesbrief ist voller Zau-

ber, er ist Inbegriff von unverblümter Übertreibung und Zuspitzung, von romantischen Bildern – ja von Blicken und Berührungen. Ein Liebesbrief ist Kommunikation. Und Kommunikation ist nicht nur für Liebende essenziell, sondern vielmehr für unser gesamtes Da- sowie Zusammensein grundlegend.

Wenn Sie über einen Sachverhalt nachdenken, mit sich selbst einen Disput austragen oder Argumente abwägen, dann betreiben Sie im Grunde nichts anderes als Kommunikation. Das «Guete Morge» des Arbeitskollegen im Büro oder die überraschende Durchsage der Tramfaherin auf dem Nachhauseweg stellen allgemeine Kommunikationsfetzen dar, die wir gemeinhin gar nicht mehr richtig wahrnehmen, die jedoch im Netz der gegenseitigen Verständigung wichtige Knotenpunkte bilden. Kommunikation ist derart prinzipiell, dass wir mit ihr gross werden, mit ihr die Grenzen unserer Wahrnehmung auskundschaften und mit ihr unsere Möglichkeiten und Begrenzungen erkennen. Sprechen, zuhören, sehen, berühren: Kommunikationsakte, die uns die Mit- und Umwelt erfahrbar machen lassen. Einige von uns kommunizieren in Bildern, andere bevorzugen die Ansprache, wieder andere Geschriebenes. Manchen steht die Freude ins Gesicht geschrieben. Andere tragen ihre Lebenslast gleichsam körperlich in ge-

bückter Haltung durch die Zeit. Dann gibt es solche, die schweigen. Wiederrum andere veranstalten ein Riesentamtam. Kommunikation äussert sich in so vielen Facetten, dass sie sich einer umfassenden Beschreibung entzieht.

Genau jetzt, da Sie diese Zeilen lesen, mögen Sie erahnen, was ich Ihnen hier mitteilen möchte – doch vielleicht liegen Sie damit auch komplett falsch, ich könnte Sie ja auch täuschen. Kommunikation ist ein heikles Unterfangen, voll von Fallstricken und Interpretationsabgründen. Und: Wir alle haben eine eigene Meinung darüber, was Kommunikation sei. Denn unsere alltägliche Lebenspraxis macht jeden Einzelnen von uns irgendwie zu einem Kommunikationsexperten. Dieses **punktum** richtet sich an Kommunikationsexperten – erarbeitet, geschrieben und zusammengestellt ebenfalls von Kommunikationsexperten. Kommunikation beginnt und endet in unserem Bemühen, unsere Welt wahrzunehmen und zu vermitteln. Kommunikation prägt unseren Alltag, unser Denken, unsere Stimmungen und Gefühle. Der Liebesbrief ist der beste Beweis dafür. Gerade wenn Franz Kafka schreibt: «... es ist noch kein Brief gekommen, das Herz ist ein wenig schwer, es ist zwar ganz unmöglich, dass ein Brief schon hier sein könnte, aber erkläre das dem Herzen.»

Claudio Moro



Milena Jesenská

Mediation

Ein Plädoyer fürs Zuhören

Ein chinesisches Sprichwort besagt: Ein guter Redner ist nicht so viel wert wie ein guter Zuhörer. Aber in unserer schnellen, lauten und überaus effizient vernetzten Welt ist Zuhören nicht so einfach – besonders wenn wir streiten.

Kürzlich wurde ich in einem Restaurant Zeuge eines Gesprächs. «Was für ein Unsinn», meinte der eine der zwei Herren am Nebentisch, «jetzt wollen die in Bern oben die Mediation zur Pflicht machen. Das kostet doch nur wieder, aber nützen tut es ja nichts.» Es schien um die im Ständerat besprochene Vereinheitlichung des Zivilprozesses zu gehen. Der andere, etwas ältere Mann nickte zustimmend und fügte mit Bedauern in der Stimme an: «Ja, das ist heute eben alles anders, früher haben die Leute halt noch miteinander geredet.»

Ich teile weder die Meinung des einen noch des anderen: Weder halte ich Mediation für überflüssig, noch glaube ich, dass die Leute früher mehr miteinander geredet haben. Aber gewiss ist die Kommunikation heutzutage facettenreicher, komplexer und insofern weniger überschaubar. In einer Zeit, in der es nicht nur möglich, sondern auch Usus ist, Beziehungen per SMS zu beenden oder Angestellte durch die Tagespresse von ihrer Entlassung in Kenntnis zu setzen, ist dem Reden von Angesicht zu Angesicht eine gewichtige Konkurrenz erwachsen. Aber geredet wird noch immer. Eher zu viel als zu wenig. Eine hedonistische, extrovertierte Gesellschaft verlangt geradezu danach. Man hat sich stilkonform, wortgewandt, umgänglich zu präsentieren. Immer öfter.

Nur scheint dabei eines vergessen zu gehen: Zur Kommunikation gehören zwei Dinge. Reden und Zuhören. Ich behaupte erstens, dass Zuhören wichtiger ist als Reden, zweitens, dass Zuhören schwieriger ist als Reden, und drittens, dass wir dabei sind, das Zuhören zu verlernen.

Wie war das denn früher, als die Leute noch miteinander geredet haben sollen? Unsere Gesellschaft war wesentlich autoritätsgläubiger und weniger gleichberechtigt aufgebaut. In

der Familie war der Vater das Familienoberhaupt, in der Firma bestimmte der Patron ohne Betriebsrat, wo es langging, Lehrer, Pfarrer und Ärzte waren unangefochtene Autoritäten, von den Vorgesetzten im Militär ganz zu schweigen. Was gab es da also zu bereden? In Auseinandersetzungen wurde weniger diskutiert und debattiert, der Ranghöhere gab den Tarif durch. Damit verdient sich heute ein Vorgesetzter selten Meriten. Ich wage zu bezweifeln, dass früher im Sinne von konstruktivem Streiten mehr miteinander geredet wurde. Entscheidungen konnten kraft der Autorität schneller und unangezweifelter herbeigeführt werden. Ob damit die Welt, wie dies mein Tischnachbar antönen wollte, besser war? Vielleicht wurde besser zugehört – nicht weil es bessere Menschen gab, sondern ganz einfach, weil vor 100 Jahren Neuheiten und Geschichten etwas Besonderes waren, denen man mit Angst oder Freude lauschte. Niemand war damals einer derartigen Informationslawine ausgesetzt, wie sie heute über uns hinwegrollt und die uns geradezu dazu zwingt, gelegentlich wegzuhören.

Zwei Errungenschaften prägen das moderne Kommunikationsverhalten: Wir haben uns lautstark zu präsentieren und erhalten unablässig über unzählige Kanäle Informationsreize. Wir müssen reden und mögen nicht mehr zuhören. Das ist eine fatale Entwicklung, denn zuzuhören ist zwar schwieriger, aber mindestens ebenso wichtig, wie zu reden. Arthur P. Ciaramicoli hält in seinem Buch «Der Empathie Faktor» fest: «Zuhören scheint so einfach zu sein – man hört einfach zu reden auf und konzentriert sich auf das, was die andere Person sagt. Doch von allen an der Einfühlung beteiligten Fertigkeiten erfordert das Zuhören die grösste Konzentration und Aufmerksamkeit, denn es gibt so viele Möglichkeiten, uns ablenken zu lassen. Viele Menschen hören nur mit «halbem Ohr» hin, warten darauf, bis sie an die Reihe kommen, und überlegen, noch während der andere spricht, was sie sagen werden. Wir neigen dazu, voreingenommen zuzu-



Ueli Oswald (55) ist Verlagsleiter und Mediator SDM-FSM. Als Mitglied des Teams «solve – Wege zur Konfliktlösung» führt er neben Mediationen auch Einzel- und Gruppencoaching sowie Seminare über Konfliktmanagement durch. ueli.oswald@solve-mediation.ch

hören, uns Gedanken zu machen, ehe wir die ganze Geschichte kennen. Wir hören mit Sympathie zu, verbinden alles, was die andere Person sagt, mit unseren eigenen Erfahrungen, und machen dann Bemerkungen, die der Einzigartigkeit der Gedanken und Gefühle des andern nicht gerecht werden, wie etwa «Ich verstehe genau, was du fühlst» oder «Ich weiss, was du durchmachst». Und schliesslich lassen wir uns vom Lärm unserer eigenen inneren Stimmen ablenken, die Urteile fällen oder unsere Gedanken vorformulieren.»

Neulich wurde ich von einem genossenschaftlich organisierten Unternehmen gebeten, die Gesprächsleitung zu übernehmen. «Wissen Sie», begründete meine Auftraggeberin, «wir elf GenossenschaftlerInnen wollen uns eine neue Struktur geben. Wir haben schon oft versucht, darüber zu reden, aber jedes Mal hat es im Streit geendet. Es ist, als wären in unseren Sätzen Code-Wörter eingebaut, die den anderen in Rage bringen. Und das geht immer so weiter. Wir hören einander einfach nicht zu.»

Mediation

Nicht weil wir nicht mehr miteinander reden, sondern weil wir einander nicht mehr zuhören, brauchen wir ausgebildete Zuhörer. Auch im vorliegenden Fall benötigte das Team weniger einen Gesprächsleiter als einen aufmerksamen Zuhörer, der dem Redner Empathie und volle Aufmerksamkeit schenkt. Das schafft Entspannung («ja, ich werde gehört und verstanden») und somit die Bereitschaft, auch andere anzuhören. Der Gesprächsleiter hat natürlich auch dafür zu sorgen, dass allen die gleiche Gesprächszeit zugestanden wird.

In einer Gesellschaft, die immer weniger mittels Befehlsgewalt und immer mehr durch den Dialog und Konsens das Gleichgewicht zu halten sucht, können MediatorInnen diese wichtige Rolle übernehmen. Ihre Aufgabe besteht darin, Konfliktparteien von ihren beharrlichen und teilweise sinnlosen Positionen hin zu den dahinter liegenden berechtigten Interessen zu führen: Verteidige ich nämlich lediglich meine Position, zeige ich dem anderen, worauf ich beharren will, nicht aber, warum ich darauf beharre. Das schafft beim Gegenüber wenig Verständnis. Gelingt es mir aber, meine wahren Interessen selbst zu erkennen und zu benennen, klärt sich manches. Mediation beinhaltet nichts, was nicht schon seit Menschengedenken bekannt wäre. Sie bietet in Konflikten zunächst aktives Zuhören. Damit aber Streitende überhaupt bereit sind, sich einander anzunähern, stellen sie erfüllbare Bedingungen: Sie wünschen gehört, verstanden und nicht benachteiligt zu werden. Sie wünschen für die Auseinandersetzung Zeit und nicht zuletzt eine friedliche Einigung. Diesen Bedingungen versuchen MediatorInnen mit bewusster Wahrnehmung, Empathie, Allparteilichkeit, Entschleunigung und der Förderung zur Eigenverantwortung gerecht zu werden.

In diesem Sinne halte ich Mediationen für zweckmässig. Eine Regierung soll ihre Bürger nicht dazu verleiten, ihre Streitigkeiten stets von Gerichten entscheiden zu lassen. Sie soll aber die Menschen ermuntern, eigenverantwortlich nach Lösungen zu suchen

und dabei, falls nötig, unterstützende Hilfe in Anspruch zu nehmen. Das ist politisch weise, ökonomisch sinnvoll und dem Zusammenleben förderlich. Was alles geschehen könnte, wenn wir weniger in geschliffene Reden und mehr in aktives Zuhören investieren würden, zeigt niemand poetischer als Michael Ende in seinem Buch «Momo»: «Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war: Zuhören. Das ist doch nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder. Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig.

Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie sass nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme. Dabei schaute sie den anderen mit ihren grossen, dunklen

Augen an, und der Betreffende fühlte, wie in ihm auf einmal Gedanken auftauchten, von denen er nie geahnt hatte, dass sie in ihm steckten.

Sie konnte so zuhören, dass rastlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden. Und wenn jemand meinte, sein Leben sei ganz verfehlt und bedeutungslos und er selbst nur irgendeiner unter Millionen, einer, auf den es überhaupt nicht ankommt und der ebenso schnell ersetzt werden kann wie ein kaputter Topf – und er ging hin und erzählte alles das der kleinen Momo, dann wurde ihm, noch während er redete, auf geheimnisvolle Weise klar, dass er sich gründlich irrte, dass es ihn, genau so, wie er war, unter allen Menschen nur ein einziges Mal gab und dass er deshalb auf seine besondere Weise für die Welt wichtig war.

So konnte Momo zuhören!»

Ueli Oswald



Szenenbild aus dem Film «Momo».

Am Pranger

Einmal Sexualstraftäter, immer Sexualstraftäter?

Sexualstraftäter werden geächtet. Auch nach verbüsster Strafe. Besonders in den USA. Mit Verweis auf Restrisiken werden sie gnadenlos an den Pranger gestellt. Wird die Gesellschaft dadurch sicherer? Frank Urbaniok, Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes im Amt für Justizvollzug des Kantons Zürich, erklärt, warum dies nicht so ist.

Saubere Strassen, gepflegte Vorgärten und Mütter, die gelangweilt ihren Nachmittag auf einem Spielplatz verbringen. Sie plaudern über Belangloses, sie warten, bis es Abend, dann Vormittag und schliesslich wieder Nachmittag wird. Ihr Leben fliesst dahin wie ein leiser Strom, der unweigerlich ins Meer münden wird. Es ist dies das ereignisarme Leben in den reichen Vorstädten Nordamerikas.

Dorthin führt uns der Film «Little Children» von Todd Field, der in diesem Frühsommer in den Schweizer Kinos zu sehen war. «Ereignisarm» ist die Wirklichkeit des Lebens aber selten. Auch nicht in der Filmrealität von «Little Children». Ronnie hat eine krankhafte Schwäche für Kinder, er ist ein Sexualstraftäter, der seine Strafe verbüsst hat und nun wieder in die Kleinstadt zurückkehrt. Dort erwartet ihn eine Bürgerwehr, die sich wortgewaltig als moralische Instanz auführt und ihn mit Flugblättern rücksichtslos demaskiert. Ronnie wird zur Persona non grata, auf deren Schultern all das Böse, Belastende und Unerledigte des Kleinstadtlebens abgeladen wird, er wird zum Abfalleimer für die peinigende Unzufriedenheit der Mütter und Väter.

Die Filmrealität ist das eine – die Lebensrealität indes sieht noch beklemmender aus. Sexualstraftäter, die ihre Strafe abgessen haben, werden in den USA von Nachbarn, Journalisten, Moralpuristen oder Selbstjustizanhängern überwacht, kontrolliert und drangsaliert. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist eine bereits verbüsste Strafe keine ausreichende Strafe mehr. Das Megan's Law erlaubt es jedem US-Amerikaner, Erkundigungen darüber einzuholen, ob in der Nachbarschaft ein Sexualstraftäter

wohnt. Nach Postleitzahlen geordnete Listen sind übers Internet abrufbar. Persönlichkeitsrechte gelten nicht für jedermann. Es formieren sich Bürgerwehren, besorgte Eltern stürzen sich in Kinderschutz-Aktionen, Stadtpläne werden um die genauen Wohnorte der Sexualstraftäter ergänzt.

Einmal Sexualstraftäter, immer Sexualstraftäter. Die US-amerikanische Gesellschaft duldet sie nur ungern in ihrer Mitte. «Plakative, überzogene Kommunikation» wird zum Mittel postmoderner Verteufelung.

punktum.: *Herr Urbaniok, wie werten Sie vor dem Hintergrund Ihrer Erfahrungen die Situation in den USA?*

Frank Urbaniok: In Europa geht der Datenschutz im Zusammenhang mit Straftätern zum Teil zu weit. So werden zum Beispiel wissenschaftliche Studien über Rückfallquoten mancherorts erheblich erschwert oder gar verunmöglicht. Die Verhältnisse in den USA sind ein Beispiel für das andere Extrem. Es stellt sich die Frage nach der Nützlichkeit und der Professionalität dieser Offenlegung von Informationen. Sexualstraftäter werden auf diese Weise stigmatisiert. Dies hat zur Folge, dass viele abtauchen, sie bewegen sich fortan in der Subkultur, was zu einer Erhöhung der Rückfallgefahr führen kann. Es tritt also genau das ein, was im Grunde nicht eintreffen sollte. Ein solches Vorgehen kann daher weder im Hinblick auf die Prävention als professionell sinnvoll noch unter rechtsstaatlichen Gesichtspunkten als verhältnismässig bezeichnet werden. Das Strafen soll und muss ein Staat übernehmen und nicht eine Bürgerwehr oder eine Gruppe einzelner Individuen.

Umgang mit dem Restrisiko

Kommunikation über Sexualstraftäter ist nichts anderes als Risikokommunikation – aus dem einfachen Grund, weil Risiko das Gegenteil von Sicherheit ist und es eine hundertprozentige Sicherheit nicht geben kann, denn ein Sexualstraftäter kann rückfällig werden. Im Grunde dreht sich alles um dieses «Kann». Wie gross ist das Risiko, dass dieses «Kann» durch ein



Frank Urbaniok (44), Dr. med., ist Chefarzt des Psychiatrisch-Psychologischen Dienstes im Amt für Justizvollzug des Kantons Zürich. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sexual- und Gewaltstraftaten sowie Teamkonzeption und Psychotherapie. Er ist Autor diverser Fachbücher, unter anderem: «Was sind das für Menschen – was können wir tun, Nachdenken über Straftäter», Zytglogge Verlag, Bern 2003.

«Wird» ersetzt werden muss? Das Abwägen von Risiken ist eine Frage der Handlungsalternativen, der Umsetzung und der Kontrolle. Im Rechtsstaat ist die Justiz am Ende dafür zuständig, anhand von Risikoanalysen darüber zu entscheiden, wie hoch eine Strafe oder welcher Art eine strafrechtliche Massnahme (beispielsweise die Verwahrung) sein muss – und sie entscheidet auch, wann der Sexualstraftäter wieder in den normalen Alltag entlassen wird.

Herr Urbaniok, viele Menschen reagieren mit Ohnmacht, wenn ihnen bewusst wird, dass dieses Restrisiko nicht aus der Welt geschafft werden kann. Wieso bleibt dieses Restrisiko? Sie haben es erwähnt, wir haben mit Risiken zu tun, und eine hundertprozentige Sicherheit gibt es nicht. Nur ein sehr geringer Anteil der Täter kann tatsächlich lebenslang eingesperrt werden. Mehr als 98 Prozent kommen

Am Pranger

irgendwann wieder raus. Darum muss man alles tun, um die Risiken dieser Personen zu senken. Spezialisierte Therapien spielen hierbei eine wichtige Rolle. Sie verfolgen das Ziel, die Rückfallgefahr zu senken, indem die Straftäter Fertigkeiten erlernen, um ihrer inneren Impulse Herr zu werden. Studien belegen klar, dass therapierte Täter seltener rückfällig werden als nicht therapierte. Das Restrisiko bleibt aber. Dies ist im Grunde die Kernaussage, die vielfach gerade in Medien nicht erwähnt wird. Wie geht ein Staat, die Öffentlichkeit mit diesem unvermeidbaren Restrisiko um? Die praktische Frage lautet ja nicht «Therapieren oder wegsperren?», sondern «Lebt in unserer Nachbarschaft ein therapierter oder untherapierter Sexualstraftäter, der seine Strafe verbüsst hat?».

Wie kommuniziert man am geeignetsten über Sexualstraftäter?

Ich bin da für maximale Transparenz. Es soll möglichst offen und transparent kommuniziert werden, natürlich stets im Rahmen des Möglichen und Erlaubten, was die Persönlichkeitsrechte betrifft. Also nicht wie in den USA. Die Schäden infolge Verschweigens sind jeweils grösser als die, welche vielleicht durch unbequeme Wahrheiten verursacht werden. Meine Mitarbeitende und ich erheben in unserer täglichen Arbeit stets den Anspruch der Transparenz, gerade auch gegenüber unseren Klienten. Diesen Anspruch leben wir. Es gibt noch einen zweiten Punkt, der um den Begriff des Vertrauens kreist. Indem wir offen mit Informationen umgehen, schaffen wir ein Klima des Vertrauens. Wir versuchen, ein Bild der Realität zu zeichnen, wie sie sich uns zeigt. Wir fügen nichts hinzu und lassen auch nichts weg.

Medien lieben die Schlagzeile. Komplexität wird aus Gründen der Prägnanz und Fassbarkeit drastisch auf wenige Worte verkürzt. Da geht es nicht mehr um Differenzierung und umfassende Transparenz, sondern um die Überspitzen von Aussagen. Auffallend ist dabei, dass schnell ein Schuldiger gesucht wird. Wieso ist das so?

Es ist wohl ein menschliches Grundbedürfnis, mit bestimmten Geschehnissen vereinfachend umzugehen. Der Leser kann die Schuld beziehungsweise seine Wut einem Gesicht beziehungsweise einer Person zuweisen. Das hat auf der einen Seite etwas Befreiendes, auf der anderen Seite, wenn wir uns vom Einzelnen lösen, etwas sehr Identitätsstiftendes. Dass sich Medien dieser Zusammenhänge bedienen, ist verständlich. Sie sind wie eine Art Katalysator und bieten der Öffentlichkeit eine Projektionsfläche für die unterschiedlichsten Emotionen, die eine Untat nach sich zieht.

Eine mediale Emotionskultur

Dazu passt auch das Ergebnis einer Studie des Instituts für Medienanalyse, «Carma International», das besagt, dass seit Mitte der neunziger Jahre die mediale Berichterstattung weltweit emotionaler geworden ist. Nicht nur die Boulevardmedien setzen auf einfache Emotionen, sondern auch die sogenannte seriöse Presse. Wenn beispielsweise die nüchterne «Neue Zürcher Zeitung» mit einer Artikelüberschrift wie «Hohe Politik, erotisch aufgeladen» die Leserschaft überrascht, dann unterstreicht dies, dass man sich das kostbare Gut der Aufmerksamkeit über die emotionale Ansprache zu sichern versucht. Die Darstellung von Schicksalen einzelner Menschen ist gewissermassen der Königsweg, um bei der Leserschaft eine emotionale Wirkung zu erzielen: Betroffenheit, Wut, Ohnmacht, Mitleid, Erstaunen. In dieser «medialen Emotionskultur» wird Kompensationsarbeit geleistet: Die Leserschaft findet einen Resonanzraum für eine breite Palette von lange unterdrückten Gefühlen und Ahnungen. Meinungen werden geschürt und potenziert, sie stiften ein Identitätsfeld über sämtliche Gesellschaftsschichten hinweg.

Herr Urbaniok, Emotionen widersetzen sich grundsätzlich jeglicher differenzierten Darstellung eines Sachverhalts. Wenn Sie Chefredaktor eines Boulevardblattes wie des «Blicks» wären, wie würden Sie über einen Rückfall eines Sexualstraftäters berichten?

Ich schicke voraus, dass ich ein Anhänger der freien Presse bin. Sie ist für eine Demokratie ganz zentral. Ich bin mir auch bewusst, dass jedes Medienprodukt in einem strengen Wettbewerb mit Konkurrenzprodukten steht. Darum ist die Versuchung gerade für Boulevardmedien gross, auf populistische Meinungen zu setzen, um einen möglichst grossen Teil der Gesellschaft zu erreichen. Dennoch: Ich hoffe, dass ich als Chefredaktor die Möglichkeit hätte, nicht zu plump oder zu verkürzt über einen Rückfall zu berichten. Es gibt auch Medienarchetypen, etwa dass Pädosexualität mit Kindesmissbrauch gleichgesetzt wird – obwohl die meisten dieser Taten nicht von pädosexuellen Personen, beispielsweise innerhalb der Familie, begangen werden. Oder dass bei einem Rückfall eines entlassenen Straftäters immer irgendetwas schief gegangen sein muss. Hier handelt es sich ja stets um Wahrscheinlichkeiten, was praktisch bedeutet, dass auch einige Personen mit geringen Risiken rückfällig werden. Ich würde also versuchen, solche schematischen Zuweisungen zu brechen.

Ihre Devise wäre also mehr Differenzierung?

Differenzierung wäre ein Idealzustand. Es ist mit klar, dass ein Boulevardblatt kein Wissenschaftsmagazin sein kann. Es würde wohl schon genügen, wenn auf allzu grobe Verkürzungen verzichtet würde. Vergessen wir auch nie, dass Medien meistens nur von Fällen berichten, bei denen etwas Schlimmes passiert ist. Vielen Sexualstraftätern gelingt es jedoch, den Weg in die Normalität zu finden. Dass man alle in einen Topf wirft, ist eine gefährliche Vereinfachung. Mein Fazit wäre also: weg von schematischen Vereinfachungen hin zu etwas mehr Differenzierung.

Auffallend ist, dass Psychologen beziehungsweise Psychiater als Sachverständige oft sehr schlecht wegkommen. In gewisser Weise sind sie es, die mit einem Gutachten dazu beigetragen haben, dass ein Sexualstraftäter beispielsweise in den Urlaub durfte,

Am Pranger

um gerade dann wieder rückfällig zu werden. Machen Sie Ihre Arbeit nicht richtig?

Unsere Arbeit ist in aller Regel nachvollziehbar und bis ins kleinste Detail dokumentiert. Wir sind Sachverständige, die der Justiz Entscheidungsgrundlagen zur Verfügung stellen. Der Richter als Repräsentant des Rechtsstaats entscheidet aber am Ende, welche Massnahme ergriffen wird. Dass wir in den Medien oft unser Fett abbekommen, liegt sicherlich auch daran, dass hier sozusagen das Dr.-Mabuse-Bild greift. Dr. Mabuse wurde als Mann der tausend Gesichter bekannt, als Wahnsinniger und Verbrecher zugleich. Abermals eine Projektion, die sich in solchen Zusammenhängen quasi unmittelbar anbietet.

Berichte**von der «Spitze des Eisbergs»**

Dass Archetypen und Verkürzungen in der Berichterstattung über Sexualstraftäter von Fachleuten gerade auch in den USA als problematisch angesehen werden, unterstrich Alisa Klein von der Association for the Treatment of Sexual Abusers jüngst gegenüber der «Süddeutschen Zeitung». Medien peitschten den Hass der Menschen an und liessen die Gesellschaft glauben, der hässliche alte Fremde am Ende der Strasse sei das Problem. «Das ist falsch», betonte Alisa Klein. «90 Prozent des Kindesmissbrauchs finden im persönlichen Umfeld des Kindes statt. Die Täter kommen entweder aus der Familie oder dem Bekanntenkreis.»

In der Schweiz geht man davon aus, dass rund 75 Prozent der sexuellen Vergehen an Kindern im nahen sozia-

len Umfeld des Kindes stattfinden. Der Täter ist mithin selten der «böse fremde Mann», sondern eine Vertrauensperson. Vor diesem Hintergrund berichten Medien von der «Spitze des Eisbergs». Der Blick auf das, was sich quasi unterhalb des Eiswasserspiegels befindet, fehlt weitgehend, würde der Differenzierung aber bereits dienen. Im Film «Little Children» endet die Hetze gegen Ronnie tragisch. Seine Mutter hält dem sozialen Druck nicht stand und erleidet einen Herzinfarkt, der zum Tode führt. Ronnie schneidet sich angesichts der Ausweglosigkeit seiner Situation und gezeichnet von tiefer Verzweiflung sein Glied ab. Erst dann scheint ein Grad der Differenzierung die Kleinstadt wachzurütteln. Leider, wie so oft im Leben, viel zu spät. Ein Täter wurde zum Opfer. Und Opfer zu Tätern. Claudio Moro



Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Tagung «Change trifft Teams» – Gruppen als Gegenstand und Keimzelle von Veränderung

Der pausenlose organisationale Wandel führt zu einer Komplexitätssteigerung, der nur noch Gruppen und Teams gewachsen sind. Deren Arbeitsfähigkeit und Produktivität entscheiden über Fortgang und Erfolg der Veränderungsprozesse. Die Frage lautet: Welche Formen von Verbindlichkeit und Verlässlichkeit, welche Beziehungsstrukturen müssen Gruppen und Teams hierfür bewahren?

Sowohl aus gruppendynamischer als auch systemtheoretischer Perspektive referieren u.a.: Klaus Antons, Jörg Fengler, Roswita Königswieser, Arnold Retzer, Karsten Trebesch, Karl Schattenhofer, Helmut Willke.

Leitung

Dr. Olaf Geramanis, Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz,
und Dr. Monika Stützle-Hebel

Termin und Ort

24. und 25. Januar 2008, Kollegienhaus der Universität Basel

Information und Anmeldung

Fachhochschule Nordwestschweiz

Hochschule für Soziale Arbeit

Anke Walter

Thiersteinerallee 57, 4053 Basel

T +41 61 337 27 68

anke.walter@fhnw.ch

www.fhnw.ch/sozialarbeit

www.change-trifft-teams.ch

E-Mail, SMS & Co.

«2B?NT2B?=???»: 160 Zeichen für eine ganze Welt

Internet und Instant Messaging ermöglichen noch nie dagewesene Kommunikationsräume und Textsorten. Zeitgenossen mit Tendenz zum Kulturpessimismus befürchten schon Schlimmes. Nichts weniger als den Niedergang der Sprache nämlich. Zu Recht?

«Briefroman, man liebt frau eines anderen, sie ist mehr oder weniger einverstanden, aber darf nicht, ein kuss, dann erschiesst er sich aus liebe (oder langeweile)»: So hat eine Leserin des «Corriere della Sera» Goethes Jugendwerk «Die Leiden des jungen Werther» zusammengefasst. Kompakt, prägnant, hoch verdichtet. Sie folgte damit dem Aufruf der wichtigsten italienischen Zeitung, Klassiker der Weltliteratur zusammenzufassen – und zwar auf 160 Zeichen einer simplen SMS. Was wohl Goethe dazu gesagt hätte?

Die elektronische Kommunikation über Internet beziehungsweise über mobile Telekommunikationsdienste hat in den letzten 15 Jahren unsere Kommunikationsgewohnheiten umgewälzt. Schätzungen gehen davon aus, dass im Jahre 2006 täglich rund 60 Milliarden E-Mails ausgetauscht wurden, zum Neujahrsfest des chinesischen Kalenders im Februar 2005 sollen allein in China 10 Milliarden SMS verschickt worden sein. E-Mail, Instant Messaging oder SMS sind heute fester Bestandteil unseres Kommunikationsalltags – über sämtliche Gesellschaftsschichten und Altersgrenzen hinweg.

John Miltons «Paradise Lost» in 160 Zeichen

«devl kikd outa hevun coz jelus of jesus & strts war. Pd off wiv god so corrupts man (md by god) wiv apel. Devl stays serpnt 4hole life & man ruind»

(«Der Teufel wird aus dem Himmel vertrieben, weil er eifersüchtig auf Jesus war, und zettelt einen Krieg an. Er hasst Gott und verführt die Menschen mit einem Apfel. Der Teufel fristet sein Leben als Schlange, die Menschheit ist zerstört.»)

Die E-Mail beispielsweise hat die schriftbasierte Kommunikation erweitert und beschleunigt. Das Schreiben und Verschicken einer E-Mail ersetzt zusehends die Kommunikation über Brief oder Telefon. Eine E-Mail ist im Nu erstellt, beliebig mit Zusatzdokumenten erweiterbar und, sieht man von den Grundkosten für die Internetanbindung ab, quasi kostenlos. In gewisser Weise vereint die E-Mail die wichtigsten Vorteile sowohl des klassischen Briefes als auch eines Telefonanrufes: Sie ist ein Schriftstück, und diese Schriftlichkeit garantiert, dass Informationen aufbewahrt werden können. Im Gegensatz zum brieflichen Verkehr ist eine E-Mail aber schneller beim Empfänger und kann mit Zusatzmedien (Bild, Audio, Video) ergänzt werden. Diese «Schnelligkeit» der E-Mail rückt sie in die Nähe des Telefonanrufes, ohne dabei die entsprechende Anforderung nach einer unmittelbaren Antwort aufzuweisen –

dies räumt dem Empfänger eine gewisse (und willkommene) Zeitspanne für die Beantwortung ein.

Die erste SMS wurde 1992 in Großbritannien abgeschickt. Seither ist sie vom Horizont der Kommunikation nicht mehr wegzudenken. SMS dienen der Übermittlung von kurzen Botschaften – und dank der Mobilität des Handys sind SMS unabhängig von Ort und Zeit einsetzbar. Blickt man auf die Unterschiede zwischen SMS und einem mobilen Telefongespräch, dann kann man eine Nähe der SMS- zur E-Mail-Kommunikation ausmachen. SMS sind umgehend beim Empfänger, drängen diesen – wie bei der E-Mail – aber nicht dazu, unmittelbar zu antworten. Auch die Schriftlichkeit ist eine Eigenschaft, welche die SMS mit der E-Mail gemeinsam hat.

Niedergang der Sprache?

Eine oft aufgeworfene Frage in Anbetracht des Siegeszugs der schriftba-



E-Mail, SMS & Co.

sierten elektronischen Kommunikationsdienste betrifft die Sprache selbst: Welchen Einfluss hat die SMS- bzw. E-Mail-Sprache auf unseren allgemeinen Sprachgebrauch? Wie beeinflusst die Kommunikation über E-Mail oder SMS unser Schreiben?

Die Sachlage kann mit Hilfe des folgenden Beispiels illustriert werden: Erhält man eine eher kryptische SMS der Form «2B?NT?=???», dann denkt man als Erstes an einen Übertragungsfehler – doch weit gefehlt: Hinter dieser SMS versteckt sich einer der wohl bekanntesten Sätze der westlichen Kultur, nämlich Shakespeares «To be or not to be, that is the question». Wer diesen SMS-Code kennt, bewegt sich gleichsam in einem anderen Sprachraum. Um diesen ins Englische oder Deutsche überzuführen, ist eine Übersetzung nötig. Ähnliches gilt für Abkürzungen wie «HDGDL» (Hab dich ganz doll lieb) oder für Inflektive wie «*lach*» oder «*freu*». Das heisst nichts anders, als dass diese Codesprachen unsere Sprache ergänzend erweitern. Smileys gab es schon früher, und ohne Inflektive wäre die bunte Welt der Comics undenkbar.

Christa Dürscheid, Germanistikprofessorin an der Universität Zürich, betont in diesem Zusammenhang, dass solche Ausdrucksmittel auch in herkömmlichen Briefen vorkämen, «aber nur, wenn die Kommunikationsbedingungen es zulassen, wenn die Kommunikationspartner also beispielsweise gut miteinander vertraut sind und Thema und Zweck der Mitteilung hierfür geeignet sind». Sie hält es auch grundsätzlich falsch zu schliessen, dass sich unsere Art zu schreiben durch die elektronischen Kommunikationsmittel verändere.

Zu einem ähnlichen Schluss kommt auch eine «mediensprache.net»-Studie zum Thema «Sprache und Internet-Kommunikation». Dort wird die SMS als neue Textsorte betrachtet, «die hinsichtlich der sprachlichen Artikulation einerseits medial bedingte Ökonomisierungsphänomene aufweist, die andererseits als transformierte Face-to-face-Kommunikation sprechsprachliche Phänomene in literarer Form zeigt.»

Kommunikation ist Sprache. Und jede neue «Textsorte» beziehungsweise jeder neue Sprachraum erweitert unsere Kommunikationsmöglichkeiten. Eine SMS sagt zuweilen wirklich mehr als tausend Worte eines Briefes. Wer sich zwischen den verschiedenen Sprachräumen versiert und adressatengerecht bewegen kann, gehört zu den Kommunikationsgewinnern. Dies scheint Dot-Mobile, einen britischen Anbieter für mobile Kommunikationsdienste, Anfang 2006 auf eine interessante Idee gebracht zu haben. Er lancierte in Zusammenarbeit mit britischen Universitäten einen SMS-Zusatzdienst, der Inhaltsangaben von Literaturklassikern sammelt und verteilt. Diese mobilen SMS-Spickzettel sollen laut Dot-Mobile Studierenden als Leserorientierung sowie beim Lernen gute Dienste leisten. John Sutherland, Anglistikprofessor und Juryvorsitzender des Man Broker Price, begleitet das Projekt und ist überzeugt, dass da-

mit «die Fähigkeit gefördert wird, die wichtigsten Elemente eines Erzählplots zu erkennen» – mithin eine zentrale Übung für jeden Studierenden. Dass dies möglich ist, davon ist auch Christa Dürscheid überzeugt: «Das ist natürlich schwierig, aber nicht unmöglich.» Eine spezielle Herausforderung und Knacknuss für alle Studierenden sowie Literaturliebhaber also. Wie wohl eine SMS-Zusammenfassung von Schillers «Wilhelm Tell» aussähe?

Claudio Moro

Literatur und Link

Christa Dürscheid:

E-Mail – verändert sie das Schreiben? In: «Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet».

De Gruyter, 2005.

www.mediensprache.net.:

Hintergründe, Informationen, News zu Mediensprache.

Fortbildung Integrative Körperpsychotherapie IBP

Anerkannt von der Schweizer Charta für Psychotherapie, FSP, SPV und SBAP.

Diese **3jährige, berufsbegleitende Fortbildung** richtet sich an Fachpersonen, denen die vertiefte Integration der psychosomatischen Dimension in ihre therapeutische Tätigkeit ein Anliegen ist. IBP verbindet Somatik, Emotion, Kognition und Verhalten zu einer ganzheitlichen Diagnostik und Therapie. Die Fortbildung ist ausgesprochen praxisorientiert und bietet viele wertvolle Tools, die in die eigene Arbeit integriert werden können.

Fortbildungsinhalte sind unter anderem die Arbeit mit Ressourcen, Stress, Trauma, somatische Resonanz, Umgang mit Schutzstil, Widerstand und körperlichen Blockaden, Mental Health Tools sowie Sexualität.

Einführungskurs: 27.-29.9.2007

Beginn: 27. November 2007

Gesamtleitung: Dr. med. Markus Fischer,
FMH Psychiatrie und Psychotherapie



IBP-Institut

Informationen und Ausbildungsrichtlinien:

IBP-Institut, Wartstrasse 3, 8400 Winterthur, Tel. 052 212 34 30, www.ibp-institut.ch

Online-Psychotherapie

Praktisch, diskret, jederzeit verfügbar – doch auch wirksam?

Im Web gibt es heutzutage vieles – eigentlich fast alles. Nun kann das Internet vermehrt auch als Medium für eine Psychotherapie eingesetzt werden. Ein Interview mit Andreas Maercker, Lehrstuhlinhaber und Fachrichtungsleiter für Psychopathologie und Klinische Intervention an der Universität Zürich.

punktum.: *Seit wann gibt es die Möglichkeit, in der Schweiz eine Internet-Therapie in Anspruch zu nehmen?*

Andreas Maercker: Die ersten Forschungen auf diesem Gebiet gingen 1997 von Amsterdam aus. Unsere Forschungsgruppe, damals noch in Dresden, hat im Jahre 2000 die ersten Versuchsserien von Internet-Therapien mit Personen gestartet, die sich freiwillig zur Verfügung gestellt haben. Ab 2001 haben wir strukturierte Therapien für posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) und komplexe Trauerprozesse entwickelt und mit etwa 210 Klienten durchgeführt.

Für welche psychologischen Therapierichtungen bietet sich das Internet besonders an?

Grundsätzlich eignet sich jede Therapierichtung, die strukturiert werden kann, für eine Internet-Therapie. Wir müssen uns aber immer darüber im Klaren sein, dass eine Internet-Therapie ein ergänzendes Produkt ist und kein Ersatz für die Face-to-face-Behandlung.

Gibt es einen Klientenkreis, für den sich Internet-Therapien besonders eignen?

Wir bieten Internet-Therapien für PTBS und komplexe Trauerberatung an. Unserer bisherigen Erfahrung nach melden sich eher jüngere Klienten mit einem etwas höheren Bildungsniveau für diese Form der Therapie an. Anfänglich arbeiteten wir vermehrt mit Interessierten aus psychosozialen Berufsgruppen oder Personen, die in einem sozialen Bereich tätig sind.

Was bewegt einen Klienten, diese Form von Therapie und Beratung zu wählen, und gibt es Wechsel wieder zurück zu herkömmlichen Therapien?

Als häufigster Grund wird genannt, dass sich in der Nähe kein passender Therapeut finden lässt. Bisher haben wir keinen Abbruch einer Online-Behandlung zugunsten einer herkömmlichen Therapie erlebt. Es kommt ab und zu vor, dass sich während der Therapie herausstellt, dass neben der ursprünglichen Fragestellung andere Problemkreise bestehen, für die sich eine Face-to-face-Therapie besser eignet. Zudem haben wir auch festgestellt, dass Psychologen, die selbst Unterstützung annehmen müssen, aus Gründen der Anonymität eher auf Internet-Therapien zurückgreifen als auf Face-to-face-Therapien.

Wie muss ich mir das Aufnahme-prozedere für eine Internet-Therapie vorstellen?

Anhand von Fragebogen und psychologischen Tests wird eine Diagnose gestellt, aufgrund deren festgestellt werden kann, ob sich die Symptomatik des Klienten für eine Internet-Therapie eignet. Auf Basis intensiver psychodiagnostischer Forschung wurden aussagekräftige Fragebogen und Tests ausgearbeitet, die uns präzise Angaben liefern. Insbesondere in der Forschung über das Erkennen einer eventuellen Suizidalität eines Klienten wurden neue Instrumente entwickelt, die für uns sehr wichtig sind.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Psychotherapeuten, die innerhalb ihrer Privatpraxis Internet-Therapien anbieten?

Es ist mir bekannt, dass Psychotherapeuten mit eigenen Praxen diese Form von Therapie anbieten. Ich habe bis anhin aber keine konkreten Hinweise über ihre Erfahrungen damit. Häufig kommt es vor, dass zum Beispiel Ferienabwesenheiten per E-Mail-Kontakt überbrückt werden können. Dies ist aber etwas anderes als eine ausschliesslich über Internet durchgeführte Therapie und deshalb nicht vergleichbar.

Was ist der Unterschied zwischen einer Face-to-face-Therapie und einer via Computer geführten?

Eine Therapie, die per Computer



Andreas Maercker, Prof. Dr. med. et Dr. phil, hat Medizin und Psychologie studiert. Von 1989 bis 1992 war er Stipendiat am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, anschliessend bis 1998 Oberassistent am Lehrstuhl für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der TU Dresden. 1999 folgte die Approbation als Psychologischer Psychotherapeut. Seit 2004 ist er Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, seit November 2005 Lehrstuhlinhaber und Leiter der Spezialambulatorien für Psychotherapie und Begutachtung an der Universität Zürich.

durchgeführt wird, folgt klar strukturierten Regeln. Der Klient hat keinen persönlichen Kontakt mit seinem Therapeuten. Zuerst erfolgt eine Diagnose. Wird eine Posttraumatische Belastungsstörung oder ein akut gewordener, komplexer Trauerverlauf festgestellt, folgt das strukturierte Therapieprogramm. Nach einer detaillierten Beschreibung des Ereignisses auf einer Faktenebene wird mit konkreten Anweisungen gearbeitet. Der Klient wird zum Beispiel aufgefordert, auf Grundlage seiner Erfahrungen einem anderen Klienten Ideen für den Umgang mit der aktuellen Situation zu geben. Ohne klar strukturiertes Vorgehen und Spezialisierung in

Psychodiagnostik halte ich eine Diagnose via Internet für sehr heikel. Wir haben auch gute Erfahrungen gemacht, wenn ein Erstkontakt persönlich erfolgt und die Therapie danach von einem anderen Therapeuten durchgeführt wird. Damit bleiben die Vorteile der Anonymität bestehen.

Ist es ein Vorteil, dass der Klient den Verlauf seiner niedergeschriebenen Therapie immer wieder lesen kann?
Die Mehrheit der Klienten schätzt es, den Ablauf ihrer Therapie auch zu einem späteren Zeitpunkt immer wieder zu lesen. Die Klienten können damit auch wieder Schritte nachvollziehen, die ihnen bereits einmal geholfen haben.

Die Schweigepflicht gegenüber dem Klienten ist selbstverständlich. Der Klient kann aber die niedergeschriebene Therapie und damit auch die In-

terventionen des Therapeuten beliebig verwenden. Ist das nicht unange-nehm für den Therapeuten?

Grundsätzlich haben wir ja nichts zu verbergen und stehen zu unseren Interventionen. Trotzdem möchte man diese natürlich nicht unbedingt überall lesen. Ich denke eher, dass dies ein Problem für Therapeuten sein könnte, die nicht mit strukturierten Therapien arbeiten. Bei uns wird nicht jeder Text wieder neu erfunden, es gibt Vorlagen, die eingesetzt werden. Zu Beginn der Therapie, wenn wir die Situation detailliert von dem Klienten erfahren, wird vor allem auf der Faktenebene gearbeitet, danach erhält der Klient vorgegebene Aufgaben. Die strukturierten Internet-Therapien bestehen nicht aus einer Art Briefwechsel zwischen Therapeut und Klient auf emotional tief gehender Ebene. Zudem wird den Klienten empfohlen, während der Therapie das Geschriebene

Online-Psychotherapie

nicht mit anderen Personen zu diskutieren, auch nicht mit der eigenen Familie. Nach einer abgeschlossenen Therapie empfehlen wir den Klienten in dieser Beziehung ebenfalls Zurückhaltung.

Ist Ihrer Erfahrung nach der Therapeut emotional weniger stark in eine Internet-Therapie involviert, und haben Sie Erfahrungen über die Häufigkeit von Sekundärbelastungen?

Im Gegenteil, die Therapeuten erfahren sehr detailliert die schlimmsten Ereignisse in jeder extremen Einzelheit. Die Beschreibungen sind oft viel deutlicher und ausführlicher, als wir dies von direkten Gesprächen mit Klienten kennen. Es gibt genügend Hinweise, dass der Therapeut in dem Sinne weniger distanziert ist und dadurch vermehrt auch Belastungen bei Therapeuten auftreten können. Wir versuchen, diesen Belastungen konsequent durch regelmässige Teamsitzungen und Aussprachen zu begegnen.

Wie schätzen Sie die Zukunftsperspektive für Internet-Therapien ein?

Ich setze mich sehr dafür ein, dass Rahmenbedingungen erarbeitet werden, welche die Internet-Therapie nach klaren Vorgaben definiert und abgrenzt, damit längerfristig auch eine Krankenkassenzulassung denkbar ist. Die Internet-Therapie ist eine wirkungsvolle und wichtige Ergänzung zu bestehenden Face-to-face-Therapien, und wir sind mit unseren Forschungsprogrammen daran, immer mehr Gebiete für diese Art Therapie tauglich zu machen. Im Moment sind wir an der Ausarbeitung eines strukturierten Internet-Therapie-Programms für Klienten mit Depressionen. Die Qualitätssicherung von Internet-Therapien ist ein ganz wichtiger Aspekt, dazu gehören auch die Aus- und Weiterbildungen von Psychologen, die Internet-Therapien anbieten. Ohne Ausbildungsrichtlinien und Kommissionen, die eine Ausführung von Therapien in dieser Form bewilligen und überprüfen, wird es immer wieder unseriöse Angebote geben.

Interview: Barbara Fehlbaum

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Ballreich, R. / M. W. Fröse / H. Piber:
Organisationsentwicklung und Konfliktmanagement
Innovative Konzepte und Methoden
2007. 598 S., geb., ca. CHF 88.– (Haupt) 978-3-258-07212-8

Diese Publikation bietet einen umfassenden Überblick zum aktuellen Stand der Organisationsentwicklung und des Konfliktmanagements. In 28 Beiträgen renommierter Autoren/innen werden neue Ansätze diskutiert und konkrete Methoden vorgestellt.

Eck, C. D. / H. Jöri / M. Vogt:
Assessment-Center
2007 323 S., geb., ca. CHF 73.50 (Springer) 978-3-540-46532-4

Die Autoren dieses Bandes bieten als erfahrene AC-Praktiker dagegen fundierte Anleitungen zur Konstruktion und Durchführung eines AC mit Ablaufplänen und Checklisten und beurteilen Varianten, Weiterentwicklungen und Trends (z.B. Outdoor-Elemente).

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an:
0848 482 482 (Normaltarif)
oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



Buch zur Online-Therapie

Klaus Heer: Paarlauf



Klaus Heer: Paarlauf. Wie einsam ist die Zweisamkeit? Sieben Frauen und sieben Männer erzählen aus ihren vier Wänden. Salis Verlag, Zürich 2005, 360 Seiten, Fr. 35.40, ISBN 3-03939-041-4.

«Paarlauf» erschien im Jahr 2005 und setzt sich zentral mit der Fragestellung «Wie einsam ist die Zweisamkeit?» auseinander. Beziehungen beschäftigen lebenslang, Liebesbeziehungen besonders, und die Liebe ist vielleicht das wichtigste und rätselhafteste Lebensthema überhaupt. Wer den Versuch unternimmt, einen Menschen ein Leben lang zu lieben oder zumindest gern zu haben, wird immer mit der Frage, was Liebe überhaupt ist, konfrontiert sein.

Kommen Sie zu kurz in Ihrer Ehe? Haben Sie Ihren Partner schon einmal totgewünscht? Weiss Ihre Frau, dass Sie nicht ganz glücklich sind? Sehnsüchteln Sie oft nach anderen oder anderem? Um welches verhängliche Thema machen Sie einen weiten Bogen? Lohnt sich Ihre ganze Liebesmüh überhaupt? Mit diesen und mehr als 1500 weiteren sehr persönlichen Fragen hat Klaus Heer 14 beziehungserfahrene Frauen und Männer, die alle

zu diesem Zeitpunkt bereits zwischen 20 und 50 Jahre mit ihren Partnern zusammen waren, während Monaten zu ihrer alltäglichen Paar-Realität befragt. Er stand mit den sieben Männern und sieben Frauen in Kontakt, ohne dass deren langjährige Partner von den intimen Gesprächen wussten. Die Beteiligten wurden davon in Kenntnis gesetzt, dass eine Publikation vorgesehen war, allerdings wurden für die Veröffentlichung Namen und Lebensumstände so anonymisiert, dass die realen Personen nicht erkennbar sind. Das Besondere an diesen Gesprächen ist, dass sie nicht in der üblichen Therapiesituation des direkten Austauschs zwischen Therapeut und Klient entstanden sind, sondern dass sie via Internet-Chat in einem anonymen, gesicherten Raum geführt wurden.

Gerade dieser geschützte Rahmen erlaubt den Befragten eine Offenheit, die aufweckt, fasziniert, und auch ein voyeuristischer Aspekt lässt sich nicht so ohne weiteres wegdiskutieren.

Klaus Heer bietet keine direkten Lösungen an, hier und da gibt er einen hilfreichen Rat, dessen Wirksamkeit der Leser Zeilen später beobachten kann. Spannend ist zu erfahren, wie normale, durchschnittliche Schweizer Paare miteinander umgehen, welche Probleme, Sehnsüchte und Empfindungen sie haben, dass es meist ähnliche Probleme in verschiedensten Ausprägungen sind und – vor allem – was ein Mensch so im Stillen über seinen Partner und die Partnerschaft denkt.

Die Vorteile der Internet-Therapie sieht Klaus Heer darin, dass die Anonymität, die in der virtuellen Welt garantiert ist, eine radikale Offenheit und absolute Intimität ermöglicht. Die Versuchung zur Selbstzensur minimiert sich, es muss keine Rücksicht auf den jeweiligen Partner genommen werden. Das Schreiben ermöglicht es, Aussagen zu korrigieren, zu ergänzen, umzuformulieren oder gar zu löschen und unterstützt in Heers Augen damit eine reflektierte Darstellungsweise, die das Nachdenken über den Zustand der Beziehung, den Partner, die eigenen Wünsche und Bedürfnisse ermöglicht.



Der Autor des Buches «Paarlauf», **Klaus Heer**, ist Psychotherapeut und arbeitet seit 1974 in seiner Privatpraxis für Paar- und Familientherapie in Bern. Klaus Heer war zeitweilig für das Schweizer Radio DRS tätig, unter ihm entstanden z. B. die Sendungen «Wie sinnlich sind Sie?» und «Ehe-Sexualität». Daneben publiziert er in verschiedenen Medien und ist Autor von mehreren Büchern.

Die Einblicke sind teils interessant, teils unspektakulär, teils auch sehr erheitend – aus fachlicher Sicht darf von diesem Buch allerdings nicht allzu viel erwartet werden. Aber es ist eine unterhaltende Lektüre zu den bis anhin noch eher ungewöhnlichen Fragestellungen rund um Internet-Therapien.

Barbara Fehlbaum

Mensch-Maschine-Interaktion

Spezifische User mit spezifischen Wünschen in spezifischem Kontext

«Computing is about people, not machines.» So wirbt IBM bei ihren Entwicklern für bessere Gebrauchstauglichkeit. Usability ist aus unserem täglichen Umgang mit Computern und Internet, aber auch mit Fernsehern, Kochherden bis hin zu Eieruhren nicht mehr wegzudenken. Nicht selten erwirbt man dennoch ein Produkt, bei dem man feststellen muss, dass man schon zur Lösung von einfachsten Problemen die Bedienungsanleitung zu Rate ziehen muss. Nur die explizite Ausrichtung der Produktentwicklung auf die psychologischen Eigenschaften des Endnutzers kann da Abhilfe schaffen.

Usability wird von der ISO-Norm 9241 als Grad definiert, mit dem ein spezifischer Benutzer in einem spezifischen Kontext seine Aufgaben mittels eines Werkzeugs mit Effektivität, Effizienz und Zufriedenheit erledigen kann. Die Effektivität beschreibt, ob der Benutzer seine Ziele erreichen und die Aufgaben erledigen kann. Eine gute Software soll darüber hinaus natürlich eine effiziente Zielerreichung ermöglichen, sprich, Ziele sollen mit möglichst geringen zeitlichen, finanziellen, personellen und kognitiven Ressourcen realisierbar sein. Zufriedenheit schliesslich umfasst sowohl die Zufriedenheit im Umgang mit der Software als auch die Zufriedenheit mit dem erreichten Ergebnis. Gleichzeitig wird Usability kontext- und personenabhängig definiert, um den höchst unterschiedlichen Anforderungen, welche die Nutzung in unterschiedlichen Umgebungen und durch verschiedene Personen mit sich bringen, gerecht zu werden. So kann beispielsweise eine Online-Buchhandlung für einen Internetnovizen benutzerfreundlich umgesetzt sein, eine Buchhändlerin hingegen fühlt sich durch die Einfachheit und die Fokussierung auf die wichtigsten Funktionen eingeschränkt. Usability steht daher in engem Zusammenhang mit Individualisierbarkeit an die Bedürfnisse und die Erfahrung der jeweiligen BenutzerInnen.

Usability als Erfolgsfaktor

Effizienz, Effektivität und natürlich Zufriedenheit mit einer Dienstleistung stehen in direktem Zusammenhang mit dem Erfolg eines Unternehmens. Dennoch stellt Usability keine Erfolgsgarantie dar. Kunden- und Benutzerfreundlichkeit sind vielmehr wichtige Voraussetzungen für die erfolgreiche Lancierung eines Produktes. Während in Kaufhäusern der realen Welt kein Weg an der Kasse vorbeiführt, reicht im Internet ein einziger Klick in die rote Box oben rechts oder links. Ein Unternehmen, welches online Dienstleistungen und Produkte anbietet, muss daher sicherstellen, dass der Besucher des Shops nicht kurz vor dem Ziel den Laden verlässt, weil er den Weg zur Kasse nicht findet. Möchte man einen Stammkunden gewinnen, ist es nicht nur wichtig, dass dieser die Kasse findet, sondern dass er seine Ziele mit geringem Aufwand schnell und mit grosser Zufriedenheit erreichen kann.

Kognitionspsychologie als Grundlage der Mensch-Maschine-Interaktion

Der Mensch verhält sich im Internet keineswegs ziellos und zufällig. Er bewegt sich in einem Netzwerk von Daten, sucht und vergleicht Informationen, kauft und fällt Entscheidungen. Er zeigt meist ein geplantes und zielgerichtetes Verhalten.

Kognitionspsychologie, also die Forschung und das Wissen um die Eigenschaften des Menschen und dessen Informationsverarbeitung, bildet deshalb die Grundlage der Erkenntnisse der Usability-Forschung.

Der Kognitionspsychologe Don Norman beschreibt in seinem wegweisenden Buch «The Design of Everyday Things» (1988), wie Menschen Dinge tun, und reduziert dabei aus didaktischen Gründen den menschlichen Handlungsprozess auf zwei Phasen eines Handlungszyklus mit insgesamt sieben für jedermann verständlichen Stufen: Nach der Zielformulierung (z.B. «Ich möchte bei Amazon ein Buch kaufen») beschreibt die erste Phase die Prozesse von *Intentionsbildung* sowie *Ausführung einer Handlung*. Wenn sich eine Person in der



Peter Schmutz, geboren 1977, ist Assistent am Institut für Psychologie der Universität Basel im Forschungsschwerpunkt Mensch-Maschine-Interaktion. Er beschäftigt sich mit der Vereinfachung von Online-Shops in Bezug auf kognitive Ressourcen, Arbeitsgedächtnis, Aufmerksamkeit und Langzeitgedächtnis.

Lage fühlt, die Aktion mit den gegebenen Mitteln durchzuführen, und die volle Kontrolle über das System besitzt, wird sie das Ziel in eine Handlungsabsicht überführen. Eine einfache Benutzerführung, in der die Kontrolle über die Arbeitsschritte beim Benutzer selbst liegt, erleichtert diesen Schritt. Diese Handlungsabsicht wird dann in eine mentale Sequenz von Aktionen übersetzt, wenn die erforderlichen Schritte klar erkennbar sind. In einem letzten Schritt der Ausführungsphase wird die Person die Aktion real durchführen und so den Zustand des Zielobjektes verändern, indem sie zum Beispiel das gefundene Produkt mittels eines Klicks in den Warenkorb bewegt.

In der darauf folgenden *Evaluationsphase* nimmt die Person schliesslich die Website in ihrem neuen Zustand wahr (z.B. der Warenkorb zeigt zwei Objekte an, der Benutzer befindet sich wieder in der Kategorienübersicht), interpretiert diesen in Bezug auf den

Mensch-Maschine-Interaktion

erwarteten Effekt und evaluiert die neue Situation hinsichtlich ihres ursprünglichen Ziels und ihrer Handlungsabsichten: «Ist das gewünschte Buch nun im Warenkorb? – Ja, doch eigentlich möchte ich davon nur ein Exemplar und nicht die angegebenen zwei.» In diesem Beispiel wird die Person einen Aktionszyklus zur Korrektur der Inhalte des Warenkorbs einleiten. So durchlaufen die meisten Handlungen mehrere Zyklen. Viele Ziele müssen mit Hilfe von Unterzielen formuliert, schrittweise abgearbeitet und allenfalls korrigiert werden.

Probleme zwischen Mensch und Maschine entstehen vor allem dann, wenn grosse Unterschiede bestehen zwischen Absicht und wahrgenommenen Möglichkeiten auf der einen Seite und bei Schwierigkeiten, den neuen Zustand zu erfassen und zu evaluieren, auf der anderen Seite. Bietet das System die Aktionen an, die der Benutzer ausführen möchte, und erkennt er diese als ausführbar? Benutzerfreundliche Programme blenden an dieser Stelle irrelevante oder undurchführbare Aktionen aus, bieten die erwarteten Aktionen an, machen sie sichtbar und benennen die Aktionen so, wie sie der Benutzer in seiner Absicht formuliert hat.

In der Evaluationsphase muss der Zustand des Systems wahrgenommen und interpretiert werden. Dazu ist ein unmittelbares Feedback des Systems unabdingbar, sodass der Benutzer eine Beziehung zwischen Aktion und Reaktion herstellen und die Veränderung als Folge seiner Handlung begreifen kann. Eine Evaluation, das heisst ein erfolgreiches Abschliessen einer Aktion oder die Initiierung einer Korrektur, ist daher nur möglich, wenn das Feedback des Systems unmittelbar, sichtbar und verständlich ist.

User-Centered Design

Nach der Veröffentlichung eines Systems haben Entwickler und Nutzer keine Möglichkeit mehr, miteinander in Interaktion zu treten, Fragen zu klären und Probleme zu diskutieren. Interaktionsprobleme können somit erst mit der nächsten Version behoben werden. Der durch diese Probleme er-

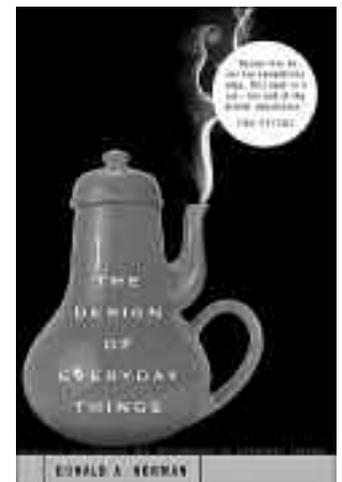
forderliche telefonische Support durch Serviceangestellte ist kostspielig und zeitraubend sowohl für Nutzer als auch für Dienstleister.

Der Designer und Entwickler sollte daher während des gesamten Entwicklungsprozesses seine künftigen Benutzer genau kennen und in die Entwicklung einbeziehen. Er muss wissen, welche Aktionen sie wann und wie durchführen möchten, wie und ob die Signale des Systems verstanden und interpretiert werden – er muss die gesamte Logik und Anmutung des Programms auf die psychologischen Begebenheiten des Benutzers ausrichten können. Diese Begebenheiten sind in der Regel nicht konform mit den internen Abläufen der Unternehmung und Datenbankstrukturen. Die erforderlichen Informationen für diesen Entwicklungsprozess liefern Methoden des sogenannten User-Centered Design: In der User- und Task-Analyse wird mittels halbstrukturierter Benutzer-Interviews konkret erfasst, welche Aufgaben die verschiedenen Benutzergruppen erfüllen möchten und wie sie dabei vorgehen. Danach werden diese Erkenntnisse dann in Papier-Prototypen umgesetzt. Diese werden iterativ mit Benutzern auf Verständnis- und Interaktionsprobleme getestet und entsprechend modifiziert, und zwar so lange, bis die erforderlichen Aufgaben schnell und zuverlässig gelöst werden können. Erst dann beginnt der Umsetzungsprozess am Computer, der dann schliesslich im Labor mit Usability Tests endet: Fünf bis zehn User jeder einzelnen Benutzergruppe lösen am Computer vordefinierte, realistische und repräsentative Aufgaben, während sie ihr Handeln und Denken verbal kommentieren. Mit den resultierenden Video- und Gesprächsprotokollen lassen sich die gewonnenen Erkenntnisse zum Teil sehr eindrücklich den Entwicklerteams präsentieren.

Künftig ist zu erwarten, dass die BenutzerInnen vermehrt in den Entwicklungsprozess eingebunden werden, da Monopole auf Funktionalität und Technologie durch die Globalisierung eine immer kleinere Rolle spielen werden. Viel zu schnell können technische Innovationen und Funktionalitäten

von Konkurrenten nachgeahmt und angeboten werden. Gerade die neuen Javascript-basierten Webapplikationen (z.B. Flickr.com) ermöglichen es, ohne grossen Aufwand Einsicht in die zugrunde liegenden Technologien zu nehmen und ähnliche Dienste anzubieten. Der Benutzer sieht jedoch nur die Nutzeroberfläche. Akzeptanz und Zufriedenheit mit einem Produkt lassen sich nur durch Kunden- und Benutzerfreundlichkeit langfristig erreichen.

Gleichzeitig sind in den letzten Jahren auch in der Schweiz interdisziplinäre Ausbildungsgänge geschaffen worden. Der Master of Advanced Studies in Human Computer Interaction Design der Hochschule für Technik Rapperswil und der Universität Basel beispielsweise bringt Psychologie, Software-Engineering und Design unter ein Dach und ermöglicht es den verschiedenen Berufsgruppen, sich die jeweils anderen Perspektiven anzueignen, um so dem interdisziplinären Charakter guter Usability gerecht werden zu können. Peter Schmutz



Literatur und Links

Norman, Donald A.: *The Design of Everyday Things*. MIT Press, 1988.
 Card, S.K., Moran, T.P., & Newell, A.: *The psychology of Human-Computer Interaction*, Hillsdale (NJ) 1983, Erlbaum.
www.hcid.ch: Master of Advanced Studies in Human-Computer Interaction Design
www.psycho.unibas.ch/mmi: Forschungsschwerpunkt Mensch-Maschine Interaktion, Institut für Psychologie der Uni Basel.

Krisenkommunikation in Unternehmen

Ausser Kontrolle

Eine Krise entsteht nicht aus sich selbst heraus, sondern durch ihre Wahrnehmung. Wie wird ein Störfall zur Krise? Wie lässt sich diese Entwicklung gegebenenfalls verhindern? Und wie sollten sich Unternehmen in bereits eingetretenen Krisen verhalten?

Nehmen wir einmal an, ein wichtiges Verteilzentrum der Paketpost fielle aus irgendeinem Grund aus. Ein Störfall eben. Aufgrund der ausbleibenden Zustellungen würde der Störfall schnell publik. Kann vorkommen. Unglücklicherweise wäre aber gerade Weihnachten, die Ursache des Störfalls liesse sich partout nicht finden, die Pakete stapelten sich bei der Post. Es würde kritisch. Die Medien griffen den Fall auf. Je nach Ausrichtung der Zeitung läsen wir Artikel über Grossmütter am Rande eines Nervenzusammenbruchs, schauten in traurige Kinderaugen und wären vielleicht sogar selber betroffen. Verärgerte Konsumenten bombardierten das Unternehmen mit bösen Briefen, wendeten sich an den Konsumentenschutz oder machten ihrem Ärger in Leserbriefen Luft. Die Medien insistierten auf dem Thema, weil die Menschen verärgert wären, und wer noch nichts davon gewusst hätte, würde sich spätestens jetzt mitärgern.

Damit hätte das Unternehmen jetzt gleich mehrere Probleme – die Krise wäre da. Zum Beispiel würde ein Zusammenhang zwischen dem Störfall und einem Stellenabbau im Vorjahr konstruiert, obwohl die Ursache, wie sich später herausstellen würde, ganz woanders gelegen hätte.

Warum ist die Krisenvorbereitung so schwierig?

Das Hauptproblem im Umgang mit Krisen ist die menschliche Psyche, die von jeher dazu neigt, Unangenehmes konsequent auszublenden. Diese Tatsache stellt denjenigen, der in einem Unternehmen für die (Krisen-)Kommunikation zuständig ist, vor etliche Herausforderungen. Da diese Person funktionsbedingt immer die Aussen-sicht auf ein Unternehmen ins Spiel bringt und deshalb oft als Advocatus

Diaboli argumentiert, gilt sie rasch einmal als Störfaktor, Schwarzmaler oder gar Nestbeschmutzer und Verräter. Entscheidend für den Prozess der Prävention von Kommunikationskatastrophen im Krisenfall ist aber eine offene und vorurteilsfreie, profunde Analyse innerbetrieblicher Abläufe und Gegebenheiten.

Krisen machen Menschen und Unternehmen angreifbar, legen Defizite schonungslos offen. Trotzdem wird die Tatsache, dass ein Störfall ausser Kontrolle geraten kann, gerne verdrängt.

Was tun, wenn es brennt?

Krisen haben immer mindestens zwei Ebenen: eine sachliche und eine psychologische. Ergo müssen in der Krisenbewältigung auch immer beide Seiten zu gleichen Teilen berücksichtigt werden. Die psychologische Implikation betrifft die internen Stellen ebenso wie die externen, was sich etwa an der Tendenz zur Skandalisierung durch die Medien zeigt. Und wie fühlen sich wohl Mitarbeitende der Post im obigen Beispiel, wenn sie von ihren Freunden und Verwandten auf «die Krise» ihres Unternehmens angesprochen werden? Grundsätzlich geht es deshalb darum, die Krise zu entdramatisieren, die Diskussion zu versachlichen.

Das ist natürlich nicht immer möglich. Ganz besonders dann nicht, wenn Menschen zu Schaden oder gar ums Leben gekommen sind. Der Versuch einer Versachlichung zwecks Relativierung des eigenen Verhaltens wird jedoch als Kaltschnäuzigkeit und Arroganz gewertet. Es ist weniger schlimm, einen Fehler zuzugeben, als beim Versuch, ihn zu vertuschen, erwischt und an den Pranger gestellt zu werden. Warum geht das, was jedem Kind eingebläut wird, im Geschäftsleben so oft vergessen?

Swissair:

erst Halifax, dann Grounding

Wie wichtig sowohl die technische wie die psychologische Seite in der Krisenkommunikation sind, zeigen die folgenden Beispiele.

Die Kommunikation im Zusammen-



Stefan Hackh (40) lebt in Zürich. Er ist Kommunikationsleiter bei der Media Swiss Group.

hang mit dem *Grounding der Swissair*: Hier versuchte die UBS mit sehr technischen und formaljuristischen, für den Laien unverständlichen Argumenten, ihre Rolle zu erklären. Zudem haben mehrere Mitarbeiter der UBS zum Fall öffentlich Aussagen gemacht, die sich teilweise widersprachen. Eine Katastrophe für die Glaubwürdigkeit des ganzen Unternehmens. Ganz offensichtlich wurde hier die Befindlichkeit der «Volksseele» massiv falsch eingeschätzt, und wir sehen, dass auch rechtlich einwandfreies Handeln die Stimmung gegen einen wenden kann, wenn es nicht öffentlich anerkannt und legitimiert wird. Es folgte ein hässliches, öffentlich ausgetragenes Hickhack der Verantwortlichen von UBS und Swissair mit gegenseitigen Schuldzuweisungen für das Grounding.

Ganz anders die souveräne und gleichzeitig sehr persönlich geprägte Kommunikation von Beatrice Tschanz anlässlich des *Absturzes von Swissair 111 vor Halifax*: Was ihre Kommunikation in dieser schwierigen Situation so glaubwürdig machte, war die ausgewogene Mischung aus spürbarer persönlicher Betroffenheit und höchster Professionalität. Besonders wichtig war es, dass sie dem Unternehmen in der Öffentlichkeit ein Gesicht gab. Die

Krisenkommunikation in Unternehmen

Swissair blieb glaubwürdig und genoss – bis zum Grounding eben – das Vertrauen ihrer internen und externen Bezugsgruppen.

Wer spricht?

Es ist von zentraler Bedeutung, die Person, die in Krisensituationen kommuniziert, auch psychologisch auf Krisensituationen vorzubereiten. Dazu braucht es ein gewisses Mass an persönlicher Reife und Integrität. Je grösser das Potenzial, dass Menschen zu erheblichem Schaden kommen, desto wichtiger sind diese Faktoren für die Kommunikationsverantwortlichen im Krisenfall.

Wichtig bei jeder Krise ist, dass möglichst nur eine Person das Unternehmen gegenüber der Öffentlichkeit vertritt. Dies trägt viel zu Vertrauensbildung und Glaubwürdigkeit bei. Ob der CEO, der Kommunikationsverantwortliche oder eine andere geeignete Person sprechen soll, muss situativ entschieden werden. Dass im Fall des Absturzes der Swissair-Maschine nicht der CEO, sondern die Kommunikationsverantwortliche das Unternehmen gegenüber der Öffentlichkeit vertrat, war zweifellos richtig. Der CEO war aufgrund seiner Funktion gar nicht in der Lage, seine ganze Arbeitskraft über einen längeren Zeitraum der zeitintensiven Kommunikation zu widmen, für die er letztlich auch nicht ausgebildet ist.

Deshalb ist es für jedes Unternehmen unumgänglich, sehr spezifische und individuelle Abläufe in der Krisenkommunikation zu definieren. Ein einmal erstelltes Konzept kann nicht einfach über ein anderes Unternehmen gestülpt werden. Und auch ein bestehendes Krisenkommunikationskonzept muss immer wieder kritisch geprüft und den neuen Gegebenheiten angepasst werden. Nur so kann gewährleistet werden, dass es im Ernstfall auch wirklich funktioniert.

Zudem muss ein Krisenkommunikationskonzept – trotz seinem zungenbrecherischen Namen – möglichst einfach gehalten werden. Das Letzte, was man in einer Krise brauchen kann, sind zusätzliche Schwierigkeiten in Form komplexer Abläufe. Deshalb

empfiehlt es sich auch sehr, realistische Krisenszenarien einmal zeitecht mit allen Beteiligten durchzuspielen. Der klassische Probealarm eben, damit die Krisenkommunikation nicht zu einer Feuerwehrrübung verkommt, sondern klar strukturiert erfolgt. Auch ein permanenter und offener Dialog mit den Medien hilft, ein Klima gegenseitigen Vertrauens und Respekts zu etablieren, das nicht nur im Krisenfall die Basis einer fruchtbaren Zusammenarbeit bildet.

Der Aufbau der Krisenkommunikation

Krisen entstehen durch bestimmte Ereignisse. Im Rahmen eines Risikomanagements müssen diese anhand möglicher finanzieller Verluste oder Imageschäden und der Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens definiert, bezeichnet und kategorisiert werden. Für diese entstehenden Kategorien oder Eskalationsstufen – von «lästig, aber unbedenklich» bis «höchst geschäftskritisch» – werden schliesslich geeignete Informationskaskaden und -massnahmen definiert.

Anhand der Eskalationsstufen, ihrer realen und psychologischen Auswirkungen, der innerbetrieblichen Abläufe, der personellen und funktionalen Gegebenheiten sowie der Definition aller internen und externen Informationsadressaten kann schliesslich das Krisenkommunikationskonzept erarbeitet werden.

Dazu gibt es unterschiedliche Ansätze. Beispielsweise überlegt man sich den Weg, den eine Information nimmt. Wie kommt sie in die Welt? Soll sie öffentlich gemacht werden, oder ist sie es schon? Wie verbreitet man sie oder verhindert, dass sie weite Kreise zieht? Und wie trägt man sie schliesslich würdig zu Grabe?

Diesen ganzen Weg mit allen seinen Stationen soll das Krisenkommunikationskonzept für jede Eskalationsstufe abbilden. Es muss klar sein, wann und in welcher Form jede interne und externe Bezugsgruppe informiert wird. Sind schliesslich verschiedene Eskalationsstufen, Krisenkommunikationsabläufe und Massnahmen definiert, bereitet man für die wahrscheinlichsten und gefährlichsten Szenarien interne Mitteilungen, Kundenbriefe, Mediencommuniqués usw. vor. Diese enthalten naturgemäss immer ein paar Variablen, sollen aber im Notfall, um die tatsächlichen Gegebenheiten ergänzt, aus der Schublade gezogen werden können.

Selbstverständlich kann man sich auf den Fall vorbereiten, dass den CEO beim Lesen der Quartalszahlen der Schlag trifft, er im Sturz die Kaffeemaschine erwischt, die ihrerseits per Kurzschluss den Neubau in Brand setzt. Realistisch ist ein solches Szenario indes nicht und muss als Ganzes nicht vorgesehen werden. Seine Einzelereignisse hingegen schon.

Stefan Hackh

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Gollwitzer, M. et al. (Hrsg.):

Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen

2007. 254 S., kart., CHF 34.– (Xanthippe) 978-3-905795-00-4

Der Band informiert über aktuelle und gesicherte Erkenntnisse zur Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen und will damit verbreiteten Mythen in der Praxis entgegenreten.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an:

0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



Bildmedien und Medienbilder

Konstruktion und Inszenierung von Krieg und Terror

Nach dem Fall der Berliner Mauer und des Eisernen Vorhangs in den Revolutionsjahren 1989/1990 schien der Staatengemeinschaft ein Zeitalter des Friedens bevorzustehen. Doch man sah sich getäuscht. Das aktuelle Politvokabular von «Schurkenstaaten», «Achse des Bösen», «internationalem Terrorismus», «asymmetrischem Krieg» zeugt von grosser Unordnung und Unsicherheit.

Die gegenwärtige Situation nimmt sich kompliziert aus, vor allem was die kommunikativen und medialen Dimensionen von Konflikten, Krisen, Kriegen und Terrorismus anbelangt. Sowohl das Schlachtenmanagement von High-Tech-Kriegen in Echtzeit als auch die Durchführung eines ausgeklügelten terroristischen Coups, geplant und durchgeführt für internationale, weltweite (Teil-)Öffentlichkeiten, funktionieren einzig und allein aufgrund der organisatorisch-technischen Infrastruktur der öffentlichen Massenmedien und des tagesaktuellen Nachrichtengeschäfts.

Gerade in Zeiten des Krieges und des Terrors nehmen die unterschiedlichsten Interessenvertreter aus Politik, Wirtschaft, Militär und Medien Einfluss auf die Krisenkommunikation, die Kriegsberichterstattung und die Mediensprache. Mithin versuchen sie, die korrespondierenden Interpretationshorizonte mittels moderner Konzepte und Strategien der politisch-öffentlichen Kommunikation, der Public Relations und des Kommunikationsmanagements in ihrem jeweiligen Sinne zu gestalten. Auch und gerade in den repräsentativen Mediendemokratien des Westens wird durch Medienbilder und Bildmedien zwar viel gezeigt, aber letztlich wenig ausgesagt.

Fernsehen als strategischer Faktor im Zweiten Golfkrieg

Schon seit einigen Jahren sind wir mit veränderten Bedingungen globaler Krisenkommunikation und Kriegsberichterstattung konfrontiert. Der Zweite Golfkrieg 1991 zwischen dem irakischen Regime unter dem Despoten Saddam Hussein und der internationalen Streitmacht mit den USA an

der Spitze sollte die Bedeutung der politisch-militärischen Doktrin und die herausgehobene, mitunter kriegsmitentscheidende Funktion der modernen Medienkommunikation unter Beweis stellen.

Dieser erste High-Tech-Krieg der Geschichte steht nicht nur als augenfälliges Beispiel für gewandelte politische Prozesse nach dem Kalten Krieg, sondern auch für veränderte Voraussetzungen der medialen Wahrnehmung von Krisen. Die Massenmedien, insbesondere das Fernsehen, die grossen US-amerikanischen Networks, allen voran Cable News Network (CNN) mit dem aus Bagdad berichtenden Peter Arnett, gerieten zum operationalen Moment und zum strategischen Faktor des politisch-militärischen Konflikts.

Im Zweiten Golfkrieg erlebte ein Millionenpublikum eine Reihe telegener «Events» mit. Aufgrund des «keimfreien Technokrieges ohne Tote» (Peter Glotz) prägten die allzu oft überforderten TV-Kommentatoren und verunsicherten Fernsehzuschauer treffende Metaphern wie «schlechtes Videospiel», «elektronisches Schlachtfeld» oder «planetare Telecity», um ihren begründeten Zweifel an der Authentizität des kriegerischen Bilderstroms zum Ausdruck zu bringen.

Nahezu jedweder demokratisch legitimierten Kontrollinstanz entzogen, liess sich die Berichterstattung über den Verlauf des Kriegsgeschehens nach spezifischen Strategien und Kalkülen von Politik, Militär und Medien steuern. Dafür sorgen nicht zuletzt der zensierte Pool-Journalismus der US-Militärs. Was das Zusammenspiel von Kriegs- und Informationstechnologie betrifft, definierte der Zweite Golfkrieg 1991 neue Standards, an denen sich die nachfolgende Kriegsführung orientieren sollte.

«Logistik der Wahrnehmung» im Kosovokrieg

Selbst das nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und der postkommunistischen Wende als befriedet geltende Europa musste die unbotmässige Gegenwart des Krieges und die widerwärtige Fratze des Pogroms zur



Christian Filk leitet das interdisziplinär orientierte Institut für Kommunikationsforschung und Informationstechnologie (IKIT) der Fernfachhochschule Schweiz (FFHS) in Zürich. Mit der Studie «Zur Logik der Medienforschung» wurde er an der Universität Kassel promoviert. Letzte Buchpublikationen: «Im Bann der Live-Bilder: Krisenkommunikation, Kriegsberichterstattung und Mediensprache im Informationszeitalter», 2006; «Frühe Film- und Mediensoziologie», 2007.

Kenntnis nehmen. «Die täglich verbreiteten Fernsehbilder, die eine gewisse Nähe zum Elend suggerieren», kommentierte die unverdächtige «Neue Zürcher Zeitung» am 21. April 1999 im Vorfeld des Kosovokrieges zwischen dem Regime Slobodan Milosevic und der Nato, «lassen indessen wenig Hoffnung, dass die Berichte über Verbrechen an albanischen Zivilisten vielleicht doch nicht der Wahrheit entsprechen.» – Der serbisch-albanische Konflikt katapultierte die Vergangenheit in die Gegenwart. Mit dem Fallen der ersten Nato-Bomben auf Serbien und Kosovo wurde die «Logistik der Wahrnehmung» (Paul Virilio) auf den Ernstfall Krieg umgestellt. Man war an jedem der akribisch nummerierten 70 Kriegstagen den Spielregeln der Medien-

Bildmedien und Medienbilder

demokratie im Kriegszustand ausgesetzt. Ein freier journalistischer Zugang zum Kriegsort war unmöglich, eine unabhängige Berichterstattung aus dem Krisengebiet fand nicht statt. Aufgrund des Mangels von Bildern verwendeten Kommunikatoren die Angebote der Nato oder des serbischen Staatsfernsehens, die offenbar unverändert in westlichen TV-Programmen ausgestrahlt wurden. Somit kolportierte die Kriegsberichterstattung visuelle Inszenierungen der jeweiligen politisch-militärischen Doktrin. Und diese waren in unterschiedlicher Weise gekennzeichnet von Zensur, Propaganda und Manipulation. Das Arsenal der modernen Krisen- und Kriegskommunikation umfasste vielfältige Instrumente, die dem TV-Publikum schon während des Zweiten Golfkriegs begegneten: angefangen von der Besetzung von Begriffen und semantischen Strategien über historische Analogiebildungen und symbolische Politik und bis hin zu kalkulierter Desinformation und Geheimhaltung. Selbst in den demokratischen Gesellschaften Westeuropas konnten die aufklärerischen Potenziale moderner Medienkommunikation strukturell ausgeschaltet werden.

9/11 und die Zerstörung von «Pharaos Haus»

Nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation wurde häufig von «asymmetrischen Kriegen» gesprochen. Als prototypisch gilt die internationale Terrorbewegung al-Qaida («die Basis») des saudischen Dissidenten Osama bin Laden. Aufgrund der Allgegenwart der Medien in vielen Teilen der Welt ist Terroristen, ihrer Aktion, ihrer Motivation und ihrer Intention eine grösstmögliche Aufmerksamkeit – die Währung der Informationsgesellschaft – gewiss.

«Seit dem 11. September 2001 kann es keine Science-Fiction-Filme mehr geben, wie sie Hollywood so oft für uns inszeniert hat», schrieb der Terrorexperte Ralf Tophoven, «die Realität hat die Fiktion überholt.» In einem Gros der Zuschauer mögen die apokalyptischen Bilder der ins World Trade Center in New York einschlagenden

Maschinen, der aus den oberen Stockwerken springenden Menschen oder der kerzengerade in sich zusammenfallenden Twin Towers solche oder ähnliche Assoziationen hervorgerufen haben.

Die Anschläge auf das World Trade Center und das Pentagon nehmen sich als visuelle Schlüsselszenen aus. Aus Sicht der islamistischen Terroristen zeugt die politische Bildsprache vor allem der einstürzenden Twin Towers davon, dass die Prestige- und Statussymbole der westlichen kapitalistischen Welt – im Islam traditionell charakterisiert durch die Metaphorik «Pharaos Haus» – mit ihren eigenen Mitteln dem Erdboden gleichgemacht werden.



Die Urheber von 9/11 kalkulierten perfide genau, dass die psychologische Wirkung der «Globalisierung des Heiligen Terrors» (Michael Pohly und Khalid Durán) durch seine jäh hereinbrechende Plötzlichkeit, durch seine eruptive Entäusserung und durch sei-

ne vernichtende Urgewalt nicht nur die Kathedralen und die Glaubenssätze der Finanz- beziehungsweise Politikmetropolen der USA erschüttern würde, sondern weit darüber hinaus. Das Referenzsystem zur Beschreibung und Bewertung reprivatisierter, terroristischer Gewalt verschob sich in eine unbekannte Grössenordnung.

Mediale Formatierung des Dritten Golfkriegs

9/11 beschwor den Kampf, den Krieg gegen den internationalen Terrorismus herauf. – «Wir sind im Krieg!», lautete die Devise von US-Präsident George W. Bush. Afghanistan sollte nicht das einzige Ziel des Feldzugs wider den internationalen Terrorismus bleiben. Für etliche Insider und Kommentatoren war damit ein Dritter Golfkrieg längst ausgemachte Sache. In den ersten Tagen der Invasion im Dritten Golfkrieg 2003 durch die alliierten Streitkräfte vollzog sich eine regelrechte «Formatierung» des Verlaufsprogramms nach der visuellen Eigenlogik der Kriegshandlungen. Die führenden US-Networks agierten als publizistische Adepten der bushschen Kriegsdoktrin. Das irakische Staatsfernsehen zelebrierte einen herrischen Personenhype um dem Diktator Saddam. Während der ersten 48 Stunden schien es vor allem für die hiesigen öffentlich-rechtlichen und privatwirtschaftlichen Vollprogramme das opportune Gebot der Stunde zu sein, sich – weitgehend passiv – der Dramaturgie einer reinen Ereignishaftigkeit und der Bildrhetorik unkommentierter Propaganda hinzugeben.

Symptomatisch für eine scheinbare Informiertheit der Sender steht das strategisch besetzte, mit einlaufenden Meldungen überfrachtete TV-Bild. Dem Publikum bot sich Krieg im Modus von Screensplitting, Multitasking und virtueller Studioanimation. Permanente Logos wie «Krieg im Irak» und «Krieg am Golf» kündeten von der Monothematik der Stunde. Eingebunden wurden die Sonderprogramme in eine On-Air-Promotion, die suggerierte, als könne man zwischen Wahrheit und Propaganda des Krieges unterscheiden.

Bildmedien und Medienbilder

Ab dem dritten Tag ging ein Grossteil der Sender in ihrer Berichterstattung deutlicher auf Distanz zum kriegerischen Bildersturm aus Filmaufnahmen, Videos, Agenturmeldungen, Korrespondentenberichten und militärischen Public Relations. Nun wiesen Moderatoren, Kommentatoren und Kritiker verstärkt auf die vage, zensierte und unbestätigte Nachrichtenlage hin.

Scheitern von Medienkonstruktionen als Chance zur Aufklärung

Mittlerweile sind mediale Anordnung des Krieges und militärische Verwertung der Medien derart ineinander verschränkt, dass die Übergänge als fließend zu betrachten sind. Am aktuellen Ereignishorizont der nationalen beziehungsweise internationalen Medienfront ausgerichtet, dienen Rundfunk (Radio und TV) und Internet als Lautsprecher und Waffe der psychologischen Kriegsführung.

Vor allem die audiovisuellen Medien lieferten Politikern, Militärs und anderen Interessenvertretern eine gestaltbare und interpretationsfähige Rhetorik, Symbolik und Topik. Medien überbieten sich gegenseitig im Wettbewerb um die aktuellste und spektakulärste Schlagzeile und Meldung. Doch auch das grösste Engagement für eine distanzierte, ausbalancierte journalistische Sprache gegenüber dem Kriegsgeschehen bricht sich an der suggestiven Kraft der Bilder. Das ist die fatale Text-Bild-Schere der Kriegskommunikation. Die Dominanz unserer visuellen Kultur kommandiert Bebilderungszwänge für die elektronischen Medien.

Für Medienzensoren besteht jedoch – eingedenk der Erfahrungen in den USA mit den Kriegen in Vietnam oder am Golf – immer die Gefahr, dass das fragile Gebilde aus öffentlicher Meinung und Stimmung in einem nicht gewollten und nicht vorhergesehenen Sinne kippen kann. Und in diesem Scheitern liegt nicht zuletzt eine Chance zur Aufklärung über die Mechanismen und Instrumente der Medienkonstruktion und -inszenierung in Kriegs- und Terrorzeiten.

Christian Filk

Berufsbegleitende Weiterbildungslehrgänge für Psychologen/-innen

MAS Systemische Psychotherapie mit kognitiv-behavioralem Schwerpunkt

Die empirisch abgesicherte, störungsbezogene Psychotherapieweiterbildung, in der die praktische Umsetzung im Zentrum steht. Anerkennungen: Master of Advanced Studies ZFH, Fachtitel Psychotherapie SBAP., FSP in Bearbeitung, FMH empfohlen. In Kooperation mit ZSB, Bern.

Informationsabend:

14. Januar 2008, 18.00 Uhr, am ZSB, Monbijoustr. 31, Bern

19. Mai 2008, 18.00 Uhr, am IAP, Zürich

MAS* Kinder- und Jugendpsychologie/ Schulpsychologie (*ist beantragt)

Die ressourcen- und entwicklungsorientierte modulare Weiterbildung zur Professionalisierung in Kinder- / Jugendpsychologie. Anerkennung Master of Advanced Studies ZFH, Fachtitel SBAP. und SKJP werden beantragt.

Informationsabend: 11. September 2007, 18.00 Uhr am IAP, Zürich

MAS* Berufs- und Laufbahnberatung (*wird beantragt)

Der Lehrgang für Ihren Start in eine Tätigkeit als Berufs- und Laufbahnberater/in. Anerkennung Master of Advanced Studies ZFH und Anerkennung BBT werden beantragt.

Informationsabend: 25. September 2007, 18.00 Uhr am IAP, Zürich

CAS Neuropsychologie des Kindes- und Jugendalters

Der erste wissenschaftlich fundierte Weiterbildungslehrgang für Neuropsychologie des Kindes- und Jugendalters. Der Fachtitel in Kinder- und Jugendpsychologie SBAP. kann mit diesem Zertifikat durch den Zusatz «speziell Neuropsychologie» ergänzt werden.

Informationsabend: 12. November 2007, 18.00 Uhr, am IAP, Zürich

Anmeldung und Information:

Telefon +41 (0)44 268 33 33

info@iapzh.ch

www.iapzh.ch > Weiterbildung

IAP

Institut für Angewandte Psychologie
Merkurstrasse 43, Postfach, CH-8032 Zürich
Hochschule für Angewandte Psychologie



Roland Käser geht in Pension

Grosse Verdienste als Gestalter der HAP



Roland Käser als Fährmann: In mehrjähriger Arbeit hat er das private Institut für Angewandte Psychologie mit der Hochschule für Angewandte Psychologie (HAP) zu neuen Ufern hinübergeführt. Dort wird es auf Semesterbeginn 2007/08 anlegen und als kantonalisierte Hochschule, als Departement für Angewandte Psychologie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW), weitergeführt. Und dieser – trotz grauen Haaren – jung Gebliebene, der die HAP umgebaut, ausgebaut, auf Bologna getrimmt hat, soll demnächst in Pension gehen?

1988 wurde Roland Käser zum Rektor des damaligen Seminars für Angewandte Psychologie gewählt. Schon bald nach seinem Amtsantritt begann er neue Impulse einzubringen, so etwa die Ringvorlesung «Brennpunkt Schulpsychologie», eine Vorläuferin der Vortragsveranstaltungen, die in den letzten Jahren gegen 1000 Besucher ins Kongresshaus lockten. 1992 publizierte Roland Käser ein neues Handbuch der Schulpsychologie auf ökosystemischer Grundlage mit dem Titel «Neue Perspektiven in der Schulpsychologie», das weit über die Landesgrenzen hinaus Beachtung fand. Im selben Jahr fand der erste Zürcher Diagnostik-Kongress statt, und Ro-

land Käser war Co-Organisator und Mitherausgeber der Kongresspublikation «Psychodiagnostik heute».

Roland Käser suchte die Vernetzung innerhalb der Angewandten Psychologie, brachte Fachleute aus den unterschiedlichsten Bereichen miteinander ins Gespräch und initiierte einen fruchtbaren Dialog zwischen dem IAP, der Uni und Verbänden. Eine konsequente Weiterführung dieser Politik stellten die Bemühungen dar, das Seminar zur Fachhochschule weiterzuentwickeln. Dabei mussten gewaltige Widerstände überwunden werden: Eine ganze Phalanx von Universitätsprofessoren stellte sich quer. Aber Roland Käser liess sich nicht beirren. Vielleicht kam ihm dabei zugute, dass er über den frühkindlichen Trotz promoviert hatte – jedenfalls wurde die trotzig Haltung der Uniprofessoren durch Überzeugungsarbeit und geschicktes Verhandeln überwunden. 1998 erfolgte dann die Anerkennung als Hochschule für Angewandte Psychologie, und weniger später wurde ihm als Rektor dieser neuen Hochschule auch der Professorentitel verliehen.

Im Jahr 2002 übernahm er zusätzlich zu seiner Aufgabe als Rektor der Hochschule auch die Funktion des Direktors und Vorsitzenden der Geschäftsleitung des IAP und leistete

damit einen wesentlichen Beitrag zur Überwindung der strukturellen und finanziellen Schwierigkeiten, in die das IAP geraten war. In den folgenden Jahren wurde die Kantonalisierung konsequent vorangetrieben, das Studium Bologna-kompatibel umgestaltet und neue Impulse gegeben in den Bereichen Führung, Marketing und Grossveranstaltungen. Gleichzeitig konnten – das ist mit ein Grund für die Kantonalisierung – die Studiengebühren wesentlich reduziert werden. Mit all dem darf Roland Käser sehr zufrieden sein.

Entfaltung durch permanente Arbeit an sich selbst

Wie ist es möglich, dass ein einzelner Mensch solche Gestaltungskraft entwickelt? Es begann eigentlich unspektakulär. Roland war ein guter Schüler und konnte, was damals als Sohn eines SBB-Angestellten noch nicht ganz selbstverständlich war, das Lehrerseminar Unterstrass besuchen und anschliessend – teilweise als Werkstudent – Psychologie studieren. Wenig erstaunlich, dass aus der Kombination Lehrerausbildung und Psychologiestudium ein Schulpsychologe wurde. Schon in dieser Phase des Werdegangs fällt auf, dass sich Roland Käser ständig in der Trias Theorie–Praxis–Weiterbildung bewegte. Unter den

zahlreichen Weiterbildungsfeldern finden wir neben einer tiefenpsychologischen Lehranalyse auch die intensive Beschäftigung mit TZI, analytischer Gruppendynamik und systemischer Paar- und Familientherapie, der er wesentliche Anregungen für seine Arbeit am IAP verdankt. Käser absolvierte auch Managementweiterbildungen, um für seine Führungsfunktionen gerüstet zu sein. Wenn wir diese berufsbiographischen Linien sehen, stellen wir eine grosse Entfaltung fest, die nie sprunghaft war, sondern sich aus Studium, Weiterbildungsumfeld und praktischem Wirkungsfeld heraus entwickelte zu einer nächsthöheren Stufe. Ein Entwickler also; kein Senkrechtstarter.

Überzeugende Persönlichkeit

Das entspricht auch seiner Persönlichkeit: intelligent, aber kein Besserwisser, ehrgeizig-strebsam, aber ohne krankhaften Drang nach oben, klar, aber ohne ausgrenzend oder gar stur zu sein, offen und sich doch klar abgrenzend, bescheiden, ohne sein Licht unter den Scheffel zu stellen, seine Rolle als Professor und Rektor interpretierend, ohne sich aufzuspielen und ohne die gewisse Introversion, die ihm eigen ist, zu überspielen.

Jetzt hat er das IAP und die HAP durch nicht immer ruhige Gewässer ans Ufer der Kantonalisierung geführt, ohne dass die Institution Schaden genommen hätte. Natürlich hat es da und dort einen Spritzer abgesetzt, aber nur so kann man Wasser überqueren. Und es ist typisch für ihn, dass er jetzt auf dem Höhepunkt, jetzt, wo das Haus bestellt ist, Platz macht für einen Nachfolger und diesem noch ein paar Monate für diesen komplexen Überführungsprozess zur Verfügung steht, aber schon in den Hintergrund tritt, schon in ein kleineres Büro zügelt, sich zurücknimmt.

Es war ihm ein Anliegen, einen guten Nachfolger zu haben, wie er überhaupt nie Angst vor guten Leuten hatte. Auch wenn er seine Nachfolge nicht «gemischtelt» hat – ZHAW und IAP bestellten gemeinsam eine Auswahlkommission –, kann er mit dem Ergebnis doch sehr zufrieden sein. Es

ist mit der Ernennung Christoph Steinbachs fachlich und personell ganz nach seinem Gusto herausgekommen.

Seit Roland Käser beim IAP arbeitet, durfte ich ihn kollegial begleiten, zunächst als Präsident der Aufsichtskommission, später dann als Präsident des Stiftungsrates und des Stiftungsrats-Ausschusses. Es ist mir ein Bedürfnis, ihm an dieser Stelle ganz herzlich zu danken für seine grossen Verdienste im Bereiche der Angewandten Psychologie (dafür wurde ihm übrigens der Margrit-Egnér-Förderpreis

Roland Käser geht in Pension

zugeworfen). Besondere Verdienste hat er sich im Aufbau der Hochschule für Angewandte Psychologie erworben, bei der Ausgestaltung verschiedener Studiengänge und bei deren Überführung zum Kanton. Auch dafür sei ihm gedankt. Ein drittes Dankeschön gilt ihm als Berufskollegen und Freund für die immer anregende und angenehme Zusammenarbeit.

Für die Zukunft – und einen weiteren Aufbruch zu neuen Ufern – begleiten ihn meine herzlichsten Wünsche und starken Gefühle der Dankbarkeit für das Erreichte. René Zihlmann



Berner Fachhochschule

Kompetenzzentrum Mediation und Konfliktmanagement

Mediation und Konfliktmanagement

Lernen Sie Mediation als Kompetenz zur konstruktiven Bearbeitung von Konflikten in verschiedenen beruflichen Feldern kennen. Modulares Angebot an Zertifikatslehrgängen (ZLG) von der Basisausbildung bis zum Master of Advanced Studies (MAS)

Nächste Durchführungen ZLG Basisausbildung Mediation:

Februar bis August 2008 (Start 4. Februar)

Mai bis Dezember 2008 (Start 5. Mai)

Infoveranstaltung:

Montag, 24. September 2007, 18:00 Uhr,
Berner Fachhochschule, Soziale Arbeit, Hallerstrasse 8,
3012 Bern

Jetzt anmelden: Telefon 031 300 35 90 oder

E-Mail mediation@bfh.ch

www.mediation.bfh.ch

Wo Wissen wirkt ^{10 Jahre BFH}



Akademie für Verhaltenstherapie und Methodenintegration

Neuer Weiterbildungsgang in kognitiver Therapie und Methodenintegration

ab Oktober 2007 in Bern und in Zürich

Schwerpunkte der vierjährigen Weiterbildung für PsychologInnen bilden kognitive Verhaltenstherapie und Verhaltensmedizin. Weitere empirisch begründbare Therapieansätze anderer Therapieschulen werden ebenfalls berücksichtigt. Die Weiterbildung umfasst «Kurse», «Supervision» und «Selbsterfahrung». Die Weiterbildung wurde durch die FSP und die Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern – GEF anerkannt.

Der 13. Weiterbildungsgang der AIM findet ab Oktober 07 in Bern und in Zürich statt. Er wird wieder gemeinsam für PsychologInnen und ÄrztInnen angeboten. Für PsychologInnen stehen im Moment noch wenige freie Plätze zur Verfügung. Anmeldungen bitte über unser Sekretariat.

Für externe InteressentInnen besteht auch die Möglichkeit, nur einzelne Kurse zu buchen.

Preis pro Kurs CHF 390.– bzw. 420.–.

Nächste Veranstaltungen:

08./09.09.07	Dr. med. Jörg Burmeister, Kreuzlingen – Psychodrama-Therapie
15./16.09.07	Dr. phil. Rainer Lutz, Marburg – Euthyme Therapie
22./23.09.07	Prof. Dr. phil. Martin Hautzinger, Tübingen – Depression
06./07.10.07	Dr. med. Christian Ehrig, Prien – Essstörungen
13./14.10.07	Dr. phil. Jörg Petry, Neunkirchen – Gruppendynamik
27./28.10.07	Prof. Dr. phil. Guy Bodenmann, Fribourg – Verhaltenstherapeutische Paartherapie
27./28.10.07	Dipl.-Psych. Klaus Mayer, Zürich – Soziale Kompetenz
10./11.11.07	Dr. med. J. Bäuml, München – Schizophrenie: Psychoedukation

Anmeldung und weiter Infos:

AIM, Frau F. Perret, Universitäre Psychiatrische Dienste Bern,
Bolligenstr. 111, 3000 Bern 60, Tel. 031 93 09 915, Fax 031 93 09 988

oder

www.aim-verhaltenstherapie.ch

Berufspolitische News

Bundesgesetz über die Förderung der Hochschulen und die Koordination im schweizerischen Hochschulbereich (HFKG)

Aufgrund einer Einladung des Verbands der Fachhochschuldozierenden Schweiz fh-ch konnte Heidi Aeschlimann den interessanten Ausführungen von Prof. Paul Richli, der massgebend bei der Erarbeitung des neuen Hochschulgesetzes beteiligt ist, beiwohnen.

Im neuen Bundesgesetz strukturieren der Bund und die Kantone darin den Bildungsraum Schweiz. Der Bund wird seinen Einfluss vor allem über die Finanzen geltend machen können (subsidiär). Eine wesentliche Rolle werden Akkreditierungen spielen. Noch ist unklar, wer Akkreditierungsorgan sein wird – in- und ausländische Agenturen sind denkbar.

Das Gesetz gelangt im Herbst 2007 zur Vernehmlassung und wird voraussichtlich 2012 in Kraft gesetzt werden. FH SCHWEIZ und SBAP. werden sich bestimmt dazu vernehmen lassen!

Debriefing**Bundesratsentscheid PsyG**

Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) hat am 21. Mai 2007 in Luzern die wichtigsten Vertreter über das weitere Vorgehen in puncto Psychologieberufegesetz informiert. Für das BAG ist das PsyG ein «Nischengesetz». Es wurde klar und deutlich kommuniziert, dass kein Vorziehen des Gesetzes möglich sei, trotz Interventionen von Ständerat Franz Wicki und Nationalrat Pierre Triponez, sondern dass wir uns bis Mitte 2009 gedulden müssten. Bis dann wird das BAG eine Botschaft mit Gesetzesentwurf ausarbeiten.

Begründung des Entscheides des Bundesrates:

- Die Rückmeldungen der Vernehmlassung sind im Hinblick auf eine Überarbeitung des Erlasses widersprüchlich.
- Es ist in zentralen Fragen kein gemeinsamer Nenner ersichtlich.

Unklarheiten bestehen hinsichtlich Geltungsbereich (welche Berufe sollen eines besonderen Schutzes bedürfen?) und beim Titelschutz.

Das BAG machte zudem klar, dass es keine neue Arbeitsgruppe konstituieren und auch kein Mandat an eine Arbeitsgruppe erteilen, sondern situativ Experten beiziehen wird. Bis es jedoch so weit ist, wird es die Entwicklung des Hochschulrahmengesetzes mitverfolgen und die Binnenmarktproblematik mit den Kantonen klären und die KUV-Revision mitverfolgen.

Schade einmal mehr, dass die Psy-Verbände nicht zuvor zu einer einvernehmlichen einhelligen Stellungnahme in der Lage waren.

Als Projektleiterin PsyG hat am 1. Juni 2007 Nadine Facchinetti die Nachfolge von Heinz Roth angetreten. Wir wünschen ihr einen guten Start und vor allem viel Durchsetzungskraft.

Swiss Public Health Conference vom 21./22. Juni 2007 in Olten

Die Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz organisierte die interdisziplinäre Jahrestagung sehr erfolgreich. Folgende Themen wurden diskutiert:

- Psychische Gesundheit über die Lebensspanne,
- Sozialraum und psychische Gesundheit,
- Arbeit und psychische Gesundheit,
- Suizid.

Unter der Leitung von Iwan Rickenbacher diskutierten zudem VertreterInnen aus Politik, Wissenschaft und Praxis engagiert über die Bedeutung der psychischen Gesundheit aus ihrer Sicht.

Nationale und internationale Studien belegen, dass beinahe jede zweite Person im Verlaufe ihres Lebens an einer psychischen Beeinträchtigung leidet. Die Studien von Obsan besagen, dass in der Schweiz tendenziell eine Unterversorgung der psychisch Kranken vorliegt und dass es in naher Zukunft nicht weniger Erkrankungen geben wird. In Workshops wurden Projekte zur Prävention und Förderung der psychischen Gesundheit vorgestellt, aber auch Ideen ausgetauscht, wie der Stigmatisierung von psychisch Kranken entgegengetreten werden kann.

So wurde die *Fachgruppe Mental Health* gegründet, mit folgenden Zielen:

- ein Forum für Vernetzungen und Kooperationen für Public-Health-spezifische Fragen zur psychischen Gesundheit anzubieten,
- einen regelmässigen Diskurs zu wissenschaftsbasierten Massnahmen zur Verbesserung der psychischen Gesundheit in der Schweiz zu führen,
- Empfehlungen zur besseren Integration der psychischen Gesundheit für die Advocacy-Arbeit von Public Health Schweiz zu erarbeiten.

Der SBAP. ist Mitglied von Public Health Schweiz und kann somit in dieser Fachgruppe teilnehmen. Eine erste Sitzung soll Ende Oktober, Anfang November 2007 stattfinden. Interessierte melden sich bitte bei der SBAP.-Präsidentin.

IV-Vertrag

Rückwirkend auf den 1. April 2007 tritt der für alle drei Verbände gleichlautende IV-Vertrag in Kraft. Der SBAP. hat bereits alle beim BSV gemeldeten PsychotherapeutInnen per Mail informiert. Hier die wichtigsten Neuerungen:

- Es gibt neu eine paritätische Vertrauenskommission (BSV und jeder Verband stellt eine Person) von insgesamt vier Personen. Deren Aufgabe ist es, bei Streitigkeiten Vermittlungsvorschläge zu erarbeiten.
- Tarifierhöhung pro 15 Minuten auf neu 35.50 und damit 142 Franken pro Stunde.

SBAP.-Praxisstudie und Obsan-Publikation

Noch warten wir auf die wissenschaftliche Publikation der Ergebnisse der SBAP.-Praxisstudie. Das Thema Psychotherapie und Ökonomie bleibt jedoch brisant. Das Gesundheitsobservatorium Obsan hat zwei lesenswerte Publikationen zum Thema Psychotherapie veröffentlicht (www.obsan.ch):

- Beurteilung zweier Studien zu den Kosten der Psychotherapie in der Schweiz. Ein Kurzgutachten.
- Zukünftige Rolle selbständiger psychologischer PsychotherapeutInnen in der Krankenversicherung. Unbestritten ist, dass es in der Schweiz schon jetzt eine Unterversorgung von psychisch Kranken gibt und

Berufspolitische News

dass die psychischen Erkrankungen in der nächsten Zeit zunehmen werden. Die Psychiater melden zusätzlich eine Abnahme in ihren Reihen. Es besteht also Handlungsbedarf. Der Leiter des Obsan, Dr. Stefan Spycher, brachte es in einem Referat auf den Punkt: «Es braucht kleine Schritte ... aber viele!»

- ÄrztInnen und PsychologInnen sollten die Zulassung zum KVG im Sinne einer Gleichstellung von PsychologInnen mit ÄrztInnen haben. Als Qualitätssicherung soll das künftige Psychologieberufegesetz dienen.
- Es braucht eine Versöhnung zwischen Ökonomie und Medizin: Managed Care.
- Das Denken in Therapieschulen muss angepasst werden.
- Es müssen positivere Rahmenbedingungen geschaffen werden: Vertragsfreiheit, Risikoausgleich, Managed Care.

Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW)

Am 30. Mai 2007 lud ZHAW-Gründungsrektor Prof. Werner Inderbitzin interessierte Kreise nach Winterthur ein, um die Hochschule vorzustellen. Die ZHAW bilden zusammen mit der Zürcher Hochschule der Künste (Gestaltung, Kunst, Musik, Theater, Tanz) und der Pädagogischen Hochschule Zürich (Vorschule, Primarschule, Sekundarstufe I und II) die Zürcher Fachhochschule. Trägerschaft sind der Souverän, der Kantonsrat und der Regierungsrat beziehungsweise die Bildungsdirektion.

Die ZHAW startet im September 2007 und vereinigt unter ihrem Dach: die Hochschule Wädenswil mit dem Departement Life Sciences und Facility Management, die Zürcher Hochschule Winterthur mit den Departementen Architektur, Gestaltung und Bauingenieurwesen, Technik und Informatik und Gesundheit, die Hochschule für soziale Arbeit Zürich mit dem Departement Soziale Arbeit, die Dolmeterschule mit dem Departement Angewandte Linguistik, die Höhere Wirtschafts- und Verwaltungsschule (HWV) Zürich mit dem Departement Wirtschaft und Management sowie

IAP und HAP mit dem Departement Angewandte Psychologie. Die Standorte der neuen ZHAW sind Winterthur, Wädenswil und Zürich.

2011 wird mit rund 6000 Studierenden auf Bachelor-Niveau und etwa 900 Studierenden auf Master-Niveau gerechnet. Budget: ungefähr 230 Millionen Franken, die via Bund, Kanton und Drittmittel finanziert werden. Herr Inderbitzin wies darauf hin, dass die künftigen Herausforderungen sein werden:

- Steigerung des Forschungsanteils,
- enger Praxisbezug und solide wissenschaftliche Fundierung (Wirtschaft und Hochschule haben gemeinsame Projekte und Plattformen),
- Internationalität (Englisch wird zur zweiten Unterrichtssprache; internationale Dozentenschaft),
- Interdisziplinarität (Fragestellungen Wirtschaft/Gesellschaft; Kundensicht).

3. Gemeinsamer Kongress der Schweizer Psy-Verbände 2008

Reservieren Sie sich bitte jetzt schon den 28. Juni 2008. Im Audi Max an der ETH Zürich wird dann ein Kongress mit dem Arbeitstitel «Störungsspezifische Psychotherapie: Fluch oder Segen?» durchgeführt. Zugesagt als Hauptreferenten haben bereits: Joachim Bauer (Buchautor, «Warum ich fühle, was du fühlst»), John F. Clarkin, Jürgen Margraf, Volker Tschuschke. Für interessante Auseinandersetzungen dürfte also gesorgt sein.

Heidi Aeschlimann

Neue Mitglieder

Hanna Streiff-Schoch, Walchwil
Denise Widmer, Unterentfelden

Neue Studentenmitglieder

Laetitia Amey, Wohlen
Sabrina Amgwerd, Zürich
Maja Basler, Aarau
Marie-Louise D'Amico-Kind, Dinhard
Daniela Federli, Zürich
Andrea Filliger, Luzern
Franziska Gysi, Zürich
Birgit Quennoz, Laufenburg
Susanne Rüfenacht, Wald
Christoph Schneider, Zürich
Barbara Spillmann, Schindellegi
Ella Stamm, Neuhausen

Herzlich willkommen!

Psychotherapeutin SBAP.

Franziska Brunschwiler, Basel

Fachpsychologinnen SBAP. in Kinder- und Jugendpsychologie

Madeleine Goedhart, Zürich
Alexandra Keufer, Zürich
Rosmarie Roelli Hochstrasser, Seengen

Fachpsychologin SBAP.

in Schriftpsychologie

Barbara Erni Allan, Frauenfeld

Fachpsychologin SBAP. in Klinischer Psychologie

Ekaterina Viktoria Weder,
Oberriet-Kobelwald

Der SBAP. gratuliert!

Der Vorstand gratuliert unserer Sekretärin Sybille Schenker herzlich zum bestandenen Abschluss! Sie ist nun dipl. Wirtschaftsinformatikerin HF.

Heidi Aeschlimann

Vorstandsnews

Entwicklung SBAP.

Der Vorstand hat sich an seiner ausserordentlichen Sitzung intensiv mit der Frage der Entwicklung der Verbandsstruktur auseinandergesetzt. Aufgrund der Vorarbeiten der Strategiegruppe konnte angeregt diskutiert werden, und die weiteren Schritte wurden speditiv bestimmt.

Der SBAP. ist in den letzten sieben Jahren erfreulich gewachsen. Die Vertretung von berufs- und standespolitischen Anliegen nahmen keineswegs ab, sondern eindeutig zu. Das hängt sowohl mit der Bildungsreform (Bologna) als auch mit Veränderungen im Gesundheitswesen zusammen.

Der SBAP. will weiterhin für seine Mitglieder als Dienstleister attraktiv sein – dies bedeutet, nach Innovationen Ausschau zu halten. Diese vielfältigen Aufgaben können nicht länger mit der vorhandenen Organisationsstruktur geleistet werden. Bereits wurden die Stellenprozente der Geschäftsstelle angepasst. Im Sinne von Synergienutzung und in Kooperation mit FH

SCHWEIZ konnten Tätigkeitsgebiete in Zusammenhang mit dem **punktum.** und der Öffentlichkeitsarbeit abgegeben werden, dies zur Entlastung des Präsidiums.

Als nächsten Schritt suchen wir eine/n VerbandssekretärIn. Der oder die BewerberIn soll das Präsidium entlasten und in eigener Verantwortung Dossiers selbständig betreuen: www.sbap.ch!

SBAP.-Preis 2008

Die Jury des SBAP.-Preises in Angewandter Psychologie hat einstimmig den neuen Preisträger bestimmt. Reservieren Sie sich jetzt schon den 23. Oktober 2008!

Forum 13 zum Thema Strafvollzug

Das Forum 13 mit dem Referenten Dr. med. Frank Urbaniok war ein voller Erfolg. Den spannenden Ausführungen folgten über 50 Mitglieder und Gäste. Besonders gefreut hat uns, dass Studierende beider Hochschulen (HAP und FHNW) an der Veranstaltung teilgenommen haben. Herr Ur-

baniok stellte uns die Revision des Strafvollzuges im Kanton Zürich vor und berichtete aus dem Therapiealltag. Urbaniok ist ein Vertreter des spezifischen deliktorientierten Behandlungsansatzes. Er entwickelte ein eigenes Prognoseinstrument (Fotres) und ist Begründer des Modells der Teamorientierten Stationären Behandlung (TSB). Aus dem Publikum kam die Anregung, dass wir in einer weiteren Forum-13-Veranstaltung die Klinik für forensische Psychiatrie Rheinau vorstellen möchten.

Erfahrungsaustausch zwischen Praktikern und HAP

Im Rahmen der Neugestaltung des Masterstudienganges hat der SBAP. den Erfahrungsaustausch der leitenden PsychologInnen am Kinderspital Zürich und am Kinder- und Jugendpsychiatrischen Dienst Schaffhausen sowie der HAP angeregt. Es ist uns ein grosses Anliegen, dass unsere Ausbildung anwendungsorientiert und marktgerecht bleibt.



Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

CAS Zielorientierte Beratung bei Störungen der psychosozialen Gesundheit

Bei Störungen der psychosozialen Gesundheit mit spezifischen Methoden beraten und intervenieren können. Im Zertifikatskurs (Certificate of Advanced Studies CAS) werden abhängig von den Problemsituationen unter Einbezug der individuellen Bereitschaften zielorientierte Beratungsinterventionen vermittelt. Störungen der Gesundheit können beispielsweise durch chronische somatische oder psychische Erkrankungen verursacht werden. Es werden wissenschaftlich fundierte Methoden und Konzepte der psychosozialen Arbeit vorgestellt und kritisch hinterfragt.

Leitung

Prof. Dr. Günther Wüsten

Beginn

25. Januar 2008

Information und Anmeldung

Fachhochschule Nordwestschweiz

Hochschule für Soziale Arbeit

Tanja Steiner

Riggenbachstrasse 16, 4600 Olten

+41 62 311 96 19, tanja.steiner@fhwn.ch

www.fhnw.ch/sozialarbeit/weiterbildung

Neues zur delegierten Psychotherapie

Das Bundesgericht bezeichnet die im Kanton Zürich geltende zahlenmässige Beschränkung delegiert arbeitender und zur selbständigen Berufsausübung berechtigter Psychotherapeuten als verfassungswidrig.

§ 17 Abs. 3 der zürcherischen Verordnung über die nichtärztlichen Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten (PsyV/ZH) lautet: «Die (unselbständig tätige Psychotherapeuten) beschäftigende Person darf höchstens sechs Psychotherapeutinnen oder -therapeuten anstellen. Davon dürfen höchstens drei die Voraussetzungen für die Zulassung zur selbständigen Berufsausübung erfüllen.»

Das Bundesgericht hat die zweitgenannte Einschränkung dieser Bestimmung in einem kürzlich entschiedenen Fall als verfassungswidrigen Eingriff in die Wirtschaftsfreiheit bezeichnet. Zur Beurteilung stand eine Verfügung, in welcher die zürcherische Gesundheitsdirektion einem Arzt untersagt hatte, vier zur selbständigen Berufsausübung qualifizierte Psychotherapeuten zu beschäftigen. Das Verwaltungsgericht des Kantons Zürich schützte die Verfügung, worauf der betroffene Arzt das Bundesgericht anrief. Dieses hiess die Beschwerde gut und hob das angefochtene Urteil des Verwaltungsgerichts auf.

Die zitierte Bestimmung der PsyV/ZH beschränkt die Wirtschaftsfreiheit. Eingriffe in verfassungsmässig garantierte Grundrechte bedürfen nach gefestigter Lehre und Rechtsprechung einer gesetzlichen Grundlage und des Nachweises, dass sie im öffentlichen Interesse liegen. Sie müssen zudem verhältnismässig sein. Das Bundesgericht bejahte die ersten beiden Voraussetzungen. Namentlich bezeichnete es das Gericht (unter dem Aspekt des öffentlichen Interesses) als zulässig, eine Vorschrift zu erlassen, welche gewährleistet, dass den angehenden Psychotherapeuten eine genügende Anzahl von Praktikumsplätzen zur Verfügung steht. Hingegen verneinte das Bundesgericht die Verhältnismässigkeit des Eingriffs. Es anerkannte zwar, die Beschränkung auf höch-

tens sechs unselbständig tätige Psychotherapeuten diene der Sicherung einer wirksamen Aufsicht und damit dem Gesundheitsschutz. Genau im Licht dieses Zwecks wertete es jedoch die Höchstzahl von drei zur selbständigen Berufsausübung berechtigten Personen als sinnwidrig, da grundsätzlich davon ausgegangen werden könne, dass die Aufsicht über solche Personen weniger aufwendig sei als diejenige über Therapeuten, welche sich in Ausbildung befinden. Die Beschränkung auf drei Personen liess sich im vorliegenden Fall auch nicht mit der grundsätzlich zulässigen sozialpolitischen Zielsetzung (genügende Anzahl von Ausbildungsgelegenheiten) rechtfertigen. Der Kanton hatte nämlich nicht belegen können, dass ein relevanter Mangel an solchen Plätzen bestand.

Interessant ist, dass im Verfahren vor der Vorinstanz ein Mitglied des Verwaltungsgerichts offenbar die Minderheitsmeinung vertreten hatte, die Regelung der PsyV/ZH enthalte eine indirekte Diskriminierung der Frauen. Das Bundesgericht ging auf diese nicht näher begründete Ansicht allerdings nicht weiter ein.

Der Entscheid bedeutet nur indirekt, dass § 17 Abs. 3 PsyV/ZH als aufgehoben gelten kann. Das Bundesgericht hatte nur den vorgelegten Fall zu beurteilen, weshalb es auch nur die Verfassungswidrigkeit der Bestimmung im konkreten Anwendungsfall feststellen konnte. Es liegt aber auf der Hand, dass der Kanton die Bestimmung ändern müssen und dass die kantonalen Gesundheitsbehörden ihre Bewilligungspraxis in jedem Fall sofort anzupassen haben.

Beat Messerli

NEUE TITEL AUS IHREM INTERESSENGEBIET

Jüttemann, G.:

Persönlichkeit und Selbstgestaltung

Der Mensch in der Autogenese

2007. 247 S., kart., ca. CHF 52.90 (Vandenhoeck & Ruprecht)
978-3-525-49110-2

Ausgehend von einer Kritik vorhandener Defizite verdeutlicht Gerd Jüttemann das Erfordernis einer grundlegenden Neuorientierung in diesem Fach, für die er erste rahmenhafte Vorstellungen entwickelt.

Tschepp, C. / S. Schinagl:

Die Hummel

99 Metaphern, die dem Leben Flügel verleihen

2007. 100 S. m. zahlr. Kärtchen in Box, ca. CHF 43.80 (Junfermann)
978-3-87387-663-7

101 Sprüche, Zitate und Weisheitsgeschichten, liebevoll illustriert auf 101 Karten. Mit integrierter Farblogistik für die einfache Zuordnung und den komfortablen Einsatz in Training, Coaching und Unterricht oder im Alltag.

Bestellen ist ganz einfach: Rufen Sie uns an:

0848 482 482 (Normaltarif)

oder schreiben Sie uns eine E-Mail: contact@huberlang.com

HUBER & LANG



Das Leben vor dem Leben

Reader: Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung: Schwangerschaft, Geburt und Psychotherapie

Im Dezember 2005 fand in München eine internationale Tagung zum Thema «Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung: Schwangerschaft, Geburt und Psychotherapie» statt. KinderärztInnen, KinderpsychiaterInnen, Neonatologen und andere Fachleute, die sich mit dem Thema der frühen Beziehungsentwicklung von Eltern und Kind beschäftigen, trafen sich. Die Tagungsbeiträge wurden für die vorliegende Publikation zusammengestellt – ein Glück für all jene, die nicht am Meeting teilnehmen konnten und nun doch das breite Spektrum an Forschungswissen und klinischem Know-how, das dort diskutiert wurde, teilhaben können.

Die verschiedenen Beiträge bearbeiten das Thema aus unterschiedlichen Perspektiven: Neben Artikeln, die auf Ergebnisse der Grundlagenforschung fokussieren, gibt es viele Beiträge zur psychotherapeutischen Arbeit im Kontext von Schwangerschaft, Geburt und Nachgeburtszeit. Ich will im Folgenden ganz kurz auf jeden einzelnen Beitrag eingehen und so die Bandbreite der Themen sichtbar machen.

Die Eltern-Kind-Beziehung beginnt bereits in der Schwangerschaft. Gisela Schleske zeigt Zusammenhänge, die zwischen mütterlichen vorgeburtlichen Phantasien über das zukünftige Kind und der späteren Mutter-Kind-Beziehung bestehen können. Ihre Fallbeispiele zeigen anschaulich, wie konfliktreich der Übergang vom imaginierten Kind zum realen Kind sein kann.

Einen ganz anderen Aspekt der Bedeutung der vorgeburtlichen Zeit beschreibt Gerald Hüther. Die heute oft diskutierte Neuroplastizität beginnt schon in der Schwangerschaft, und zwar in dem Sinn, dass der sich entwickelnde Fötus reichlich neue Erfahrungen sammelt, die weitgehend durch den mütterlichen Organismus bestimmt sind. Der Autor unterlegt seine Aussagen mit zahlreichen eindrucksvollen Forschungsergebnissen.

Seit fast 30 Jahren besteht die Möglichkeit der Elternschaft mit Hilfe der In-vitro-Fertilisation. Carola Bindt zeigt aufgrund der Resultate einer ei-

genen Studie, dass sich – entgegen vielen Vorurteilen – diese Paare und Kinder in vielem nicht von anderen Eltern und deren Nachwuchs unterscheiden. Sie weist aber auch auf spezifische Risiken hin.

Drogenabhängige Schwangere lösen schwierige Gefühle aus – aber dennoch gibt es sie. Ralph Kästner, Kristin Härtl und Manfred Stauber betonen, welche Aspekte bei der psychotherapeutischen Betreuung dieser Mütter zu beachten sind, damit sich die Beziehungen zwischen Mutter und Kind trotz risikobehafteter Situation gut entwickeln können.

Im nächsten Kapitel nimmt uns Wulf Schiefenhövel mit auf eine humanethologische Feldstudie in eine traditionelle Kultur auf Neuguinea. In Auseinandersetzung mit der «natürlichen» Weise der Reproduktion und der Fürsorge für den Säugling wagt er einen Blick auf unsere modernen Überzeugungen und kinderärztlichen Empfehlungen wie zum Beispiel das Abraten vom «Co-Sleep» von Müttern mit Kindern, von ihm selbst als Prophylaxe gegen den Baby Blues beschrieben.

Marshall Klaus kann als Pionier der bindungsfördernden Betreuung auf Gebärabteilungen und Frühgeborenenstationen bezeichnet werden. In seinem Artikel zeichnet er nach, wie er (und andere) als Folge der Forschungsprojekte in den frühen sechziger Jahren die ersten Veränderungen einführt. Diese Empfehlungen wurden mittels neuer Forschungserkenntnisse laufend weiterentwickelt und führten schliesslich zur heute weitgehend akzeptierten Betreuung von Müttern und deren Neugeborenen.

Der Beitrag von Harald Wurmser über die Folgen pränataler Stressbelastung der Mutter auf die spätere kindliche Verhaltensregulation dürfte vor allem ein Aufruf an GynäkologInnen sein, psychosoziale Risikofaktoren von schwangeren Frauen zu beachten und die Betroffenen entsprechender Behandlung zuzuführen.

Das Lebenswerk John H. Kennels widmete sich ganz der Untersuchung und Förderung der emotionalen Unterstützung von Gebärenden. In seinem

Karl Heinz Brisch / Theodor Hellbrügge (Hrsg.): Die Anfänge der Eltern-Kind-Bindung: Schwangerschaft, Geburt und Psychotherapie.

Klett-Cotta, Stuttgart 2007,
304 Seiten, Fr. 60.–,
ISBN 3-608-94428-1.

Artikel beschreibt er, wie mit Hilfe sogenannter «Doulas» – weiblicher Personen des Vertrauens, die nur und ganz ausschliesslich für die emotionale Versorgung und Sicherheit der Mutter besonders während der Geburt zuständig sind – positive Auswirkungen auf die Geburt und die Mutter-Kind-Beziehung erreicht werden können. Alessandra Pionelli hat das intrauterine Leben von Zwillingen untersucht und beschreibt, wie diese bereits im Mutterleib interagieren können. Interessant ist ausserdem ihre Folgerung, dass auch bei eineiigen Zwillingen das pränatale Leben nicht identisch ist und dass so kein Individuum als identische Kopie eines anderen geboren wird.

Der grundlegende Beitrag von Kerstin Uvnäs-Moberg widmet sich dem Hormon Oxytocin. Sie stellt seine Bedeutung für physiologische Prozesse bei der Mutter rund um die Geburt und die Beziehung zwischen Mutter und Kind sowie Anpassungsprozessen der Mutter nach der Geburt dar.

Daniel Stern schreibt in seinem ebenso kurzen wie berührenden Beitrag über das Thema Liebe. Er sagt: «Das Thema «Liebe» wird von Bindung oder mütterlicher Feinfühligkeit sowohl weggedrängt wie als auch stillschweigend absorbiert. Sie ist keines von beiden, sondern hat ihre eigenen Qualität.» Nadia Brunschweiler-Stern zeigt, wie sich in Momenten der Begegnung – Gegenwartsmomenten – zwischen Mutter und Kind so etwas wie Verliebtheit einstellen kann.

Im Zentrum der folgenden Artikel stehen dann therapeutische Ansätze. Die Zürcher Psychoanalytikerin Fernanda Pedrina stellt ihr Forschungsprojekt mit einer psychotherapeutisch geleiteten Gruppe von Müttern in einer postpartalen Krise und ihren Babys vor. >>>

Das Leben vor dem Leben

>>> Phyllis Klaus, weltweit eine der renommiertesten Traumapsychotherapeutinnen, arbeitet mit traumazentriertem Fokus mit schwangeren Frauen, die psychische und körperliche Symptome zeigen. Für viele Mütter, die nach der Geburt psychisch erkranken, braucht es stationäre Angebote für Mutter und Kind. Ian Brockington, ein Wegbereiter für die gemeinsame Behandlung von Mutter und Kind in der Psychiatrie, wägt Vor- und Nachteile verschiedener Behandlungsformen ab und plädiert für eine ausreichende Anzahl Betten für diese Behandlungsform. Hans-Peter Hartmann und Bettina Grande stellen anschliessend das «Heppenheimer Modell der Mutter-Kind-Behandlung» vor, ein vorbildliches Modell. Anhand von Fallbeispielen geben sie uns einen Einblick, wie psychisch kranke Mütter behandelt werden und wie dabei der Aufbau der Mutter-Kind-Beziehung gezielt gefördert wird.

Der abschliessende Beitrag von Karl Heinz Brisch bietet nochmals eine Übersicht über prä-, peri- und postnatale Risiken und Therapiemöglichkeiten. Darüber hinaus stellt er das Präventionsprogramm Sichere Ausbildung für Eltern (Safe) vor. Es soll Eltern helfen, für die Bedürfnisse und Signale ihrer Kinder emotional verfügbar zu sein.

Für Kolleginnen und Kollegen, die mit Säuglingen und Kleinkindern und deren Eltern therapeutisch arbeiten, bietet das Buch viele interessante Literaturhinweise und therapeutische Anregungen. Aber auch für all jene, die nicht in diesem Bereich tätig sind, dürfte dieser umfassende Überblick über die Entwicklung der Bindung zwischen Eltern und Kind in der Schwangerschaft, perinatal und nach der Geburt aufschlussreich sein. Der Reader sensibilisiert für mögliche Risiken und Schwierigkeiten durch Ängste und psychische Krisen oder gar psychische Erkrankungen in dieser Le-

bensphase – ein Nutzen für alle PsychotherapeutInnen, ob sie nun Kinder, Jugendliche oder Erwachsene behandeln. Agnes von Wyl



Die Ich-Detektivin

Ulrike Zöllner: Mit meinem Ich auf Du und Du. Angewandte Psychologie für ein selbstbestimmtes Leben

«Mit meinem Ich auf Du und Du» – einen treffenderen Titel hätte Ulrike Zöllner für ihr neues Buch nicht finden können. Darin wirbt die Professorin mit Angewandter Psychologie für ein selbstbestimmtes Leben. Die Autorin stützt ihr theoretisches Wissen auf Klassiker wie etwa Carl Gustav Jung, Sigmund Freud, Alfred Adler oder Erik H. Erikson. Die Kombination dieser Theorien ist aber noch keine Überraschung. Wie Ulrike Zöllner jedoch als Wissenschaftlerin, Dozentin und reife Frau die männlichen Denkansätze verfeinert, ist erstaunlich. Sie schreibt ein Fachbuch, das sich wie ein Krimi liest. Die Psychologin geht mit dem Ich auf Tuchfühlung und macht sich so zur Detektivin, indem sie «Drahtzieher», die unser Leben hemmen, entlarvt: «Wir wollen erkennen, warum wir so sind, wie wir sind, und verstehen, weshalb wir manchmal zwar anders

möchten und dennoch nicht anders können.»

Sie muss ihre Gedanken auch nicht mit Fallbeispielen illustrieren, da ihre Ermittlungen nach den Drahtziehern einleuchtend sind. So bringt sie manchen Leser auf den Weg der Selbsterkenntnis. Sobald das Selbstvertrauen zunimmt, werden Drahtzieher wie etwa Angst, Wut oder Neid ausgeschaltet. Und was ist mit dem Selbstwert? Dieser hängt mit dem Selbstvertrauen zusammen und ist zugleich Motor der persönlichen Entwicklung, dem Spannungsfeld zwischen Sein und Wollen.

Ulrike Zöllner will aber keinen Ratgeber veröffentlichen, auch keine Therapie ersetzen, sondern nur Einsicht schaffen: «Auch wenn wir hoffen, vieles heilen zu können, manches im Leben bleibt als Teil unserer Biografie und als Teil unserer Persönlichkeit be-

Ulrike Zöllner: Mit meinem Ich auf Du und Du. Angewandte Psychologie für ein selbstbestimmtes Leben. GTVH, Gütersloh 2007, 208 Seiten, Fr. 31.90, ISBN 978-3-579-06955-5.

stehen.» Und wie sollen Menschen mit unheilbaren Wunden leben, die ihnen die Drahtzieher zugefügt haben? Dazu zitiert die Autorin den Philosophen Ludwig Feuerbach: «Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie mit ihrem eigenen Leid zu spielen.» Humor entkrampft. Er verschafft Weitblick und Gelassenheit dem Leben zu begegnen. Solange wir lachen können, so lange sind wir noch Menschen: «Da, wo die Psychologie am Ende ist, beginnt der Humor.»

Franca Siegfried, lic.phil.

Ressourcenorientierte Rorschachtest-Verfahren

Paul Hälgl: Potenzial und Persönlichkeit. Rorschachtest-Diagnostik in Personalauswahl und Laufbahnberatung

Das 310 Seiten starke Handbuch «Potenzial und Persönlichkeit» ist eine vollständige Einführung in das ressourcenorientierte Rorschachtest-Verfahren. Es dokumentiert, was es aus normalpsychologischer, nichtklinischer Sicht bei der Einschätzung beruflich relevanter und nützlicher Ressourcen leisten kann. Es basiert auf langjähriger Erfahrung des Autors in der Bewerberauswahl und seiner Tätigkeit als Rorschachtest-Gutachter im Auftrag von Laufbahnberatern und Kader-Assessment-Firmen.

Nach einer kurzen theoretischen Einführung in die Themen Wahrnehmung, kognitive Ich-Funktionen und Grundstrebungen des Ichs werden die Grundlagen für eignungsdiagnostische Auswertung eingehend und systematisch behandelt. Alle Testmerkmale werden erklärt und ihre grund-

legende Bedeutung erläutert. Es handelt sich dabei um breit angelegte Interpretationsgrundlagen für die Beurteilung berufsrelevanter Persönlichkeitsmerkmale und Kompetenzen. Der Fokus liegt dabei auf dem normalpsychologischen Bedeutungsspektrum der Testmerkmale.

Nach einem Abriss über die Methodik der Interpretation folgen in der zweiten Hälfte unter dem Titel «Beschreibung der Persönlichkeit und des Potenzials» rund 20 Fallbeispiele mit Testprotokollen und ihrer Interpretation. Diese sind nach dem vorherrschenden kognitiven Stil (Empfindungs-, Denk-, Fühl- und Intuitionstypus) oder dem dominanten Persönlichkeitsstil (analog den Grundstrebungen des Ichs) ausgewählt worden. Die entsprechenden Persönlichkeitsbeziehungsweise kognitiven Stile und

Paul Hälgl: Potenzial und Persönlichkeit. Rorschachtest-Diagnostik in Personalauswahl und Laufbahnberatung. Das Buch ist über den Autor erhältlich: Paul Hälgl, Mellingerstrasse 176, 5400 Baden, Telefon 056 222 08 00.

die dafür typischen Testsyndrome sind vorgehend ausführlich beschrieben. Weitere Fallbeispiele aus der Laufbahnberatung und zu speziellen Arten der «Selbstdarstellung» von Ausselektierten sowie ein Beispiel von Selbstüberschätzung folgen zum Schluss.

Dem Autor wurde für seine Arbeit von der Schweizerischen Rorschach-Kommission der Loosli-Usteri-Preis 2006 zugesprochen.

Paul Hälgl

Sinnvoll leben

Alfried Längle: Sinnvoll leben. Eine praktische Anleitung der Logotherapie

Alfried Längle: Sinnvoll leben. Eine praktische Anleitung der Logotherapie. Residenz Verlag, St. Pölten 2007, 134 Seiten, Fr. 30.70, ISBN: 3-701730415.

Alfried Längles «Sinnvoll leben» ist für LeserInnen, die sich praktisch und konkret mit der Sinnfrage im eigenen Leben auseinandersetzen wollen, aber auch für Lehrende und in der Beratung Praktizierende. Das Buch basiert auf den Erkenntnissen von Viktor Frankls Existenzanalyse und Logotherapie. Es beinhaltet auch neue Elemente, die seither entwickelt wurden, etwa praktische Anleitungen zur Sinnfindung, die aus der Methode der Personalen Existenzanalyse entstanden. «Was alles stellt einen Sinn in meinem Leben dar?», «Spüre ich, wofür ich im Grunde lebe?», «Wie stelle ich mir ein sinnerfülltes Leben vor?» sind Fragen, die in diesem Buch nicht einfach gestellt werden. Mit praktischen Anleitungen, Übungen, meditativen Texten und theoretischen Erklärungen

führt und begleitet es bei diesen Fragen, zeigt Zusammenhänge auf, sensibilisiert für das Wesen der Existenz. Der methodische Aufbau, Fallbeispiele, prägnante Randtexte und Zusammenfassungen machen dieses Buch zu einem übersichtlichen Arbeitsbuch.

Sinn ist die gelebte Antwort auf die brennende Frage «Wozu leben?». Im Leben einen Sinn zu finden, ist existenzielles Bedürfnis jedes Menschen – ganz besonders in Krisenzeiten. Sinn stellt für jeden Menschen etwas anderes dar und ist in jeder Lebenssituation neu zu finden. Das macht die Sinnfrage so persönlich und die Antwort darauf so einzigartig.

Das Buch beginnt mit Überlegungen zur Grundverfassung des Menschen, vor allem zu dessen Freiheit und Unabgeschlossenheit (Offenheit). Im Weiteren werden typische Verhaltensweisen beschrieben, durch die manchen ein erfülltes Leben versagt bleibt. In der Folge geht es darum, wie sich Sinn im eigenen Leben effektiv finden lässt, wo er zu finden ist und wie es um Sinn im Leid bestellt ist. Was un-



ter Sinn zu verstehen ist, wird ausführlich vertieft und behandelt; was bedeutet Verantwortung, wie verhält sich Sinn zu Erfolg? Und schliesslich: das Verhältnis von Vergänglichkeit und Tod zum Sinn. Wie kann Leben sinnvoll sein, im Wissen, dass es begrenzt ist? Das Buch bietet fachlich fundierte Grundlagen, regt mit praktischen Fragen an und begleitet in der persönlichen Beantwortung. «Sinn kommt durch die Welt an mich heran. Sein Ursprung stammt nicht von mir. Seine Erfüllung aber nur von mir.»

Dorothee Bürgi, Dipl. Psych. FH

Eine ökologische Sicht der Biografie

Jürg Willi: Wendepunkte im Lebenslauf



Jürg Willi: Wendepunkte im Lebenslauf. Persönliche Entwicklung unter veränderten Umständen – die ökologische Sicht der Psychotherapie.
Klett Cotta Verlag, Stuttgart 2007,
381 Seiten, Fr. 39.80,
ISBN 3-608-94438-9.

Jürg Willi ist Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und leitet das Institut für ökologisch-systemische Therapie in Zürich. Im Zentrum seines 2007 erschienenen Buches «Wendepunkte im Lebenslauf» steht der Mensch und dessen Persönlichkeit unter dem Einfluss all seiner Beziehungen. Jürg Willi legt den Fokus auf das Einwirken äusserer Faktoren auf den persönlichen Lebenslauf.

Damit ist der Kern der Feststellungen des Buches darauf ausgerichtet, dass der Mensch sein Leben nicht einfach aus sich selbst und seiner Vergangenheit heraus gestaltet, sondern dass er sich immer nur so weit verwirklichen kann, wie er eine Umwelt vorfindet oder sich zu schaffen vermag, die ihm diese Entfaltung ermöglicht. Der Mensch muss die Umwelt für sich gewinnen, damit sie sich für seine Ziele einsetzt. Oft ist es eben diese Umwelt, die dem Menschen Wendepunkte aufdrängt – und manchmal eben diejenigen, die er zu vermeiden trachtet, deren Verwirklichung aber bereits unbemerkt und doch unausweichlich in ihm geschlummert hat. «Notwendige Veränderungen und längst fällige Entwicklungen werden oft erst vollzogen, nachdem veränderte Lebensumstän-

de sie fordern oder den Raum für deren Verwirklichung freigeben.» Jeder entfaltet sich in der Wechselwirkung mit den Angeboten seiner Umwelt – Jürg Willi nennt sie die ökologische Sicht des Lebenslaufes.

Die Grundlage dieses Ansatzes der ökologischen Natur, wurde von Jürg Willi innerhalb der Paartherapie entwickelt. Das Grundmodell besteht in dem Ansatz, dass der Partner, die Partnerin gewonnen werden muss, um den gemeinsamen Lebensweg zu gehen. Idealerweise begleiten sich zwei Partner innerhalb einer Liebesbeziehung, unterstützen sich, helfen einander bei der Sinnsuche des Lebens, sie setzen sich aber auch kritisch miteinander auseinander und bieten einander die Stirn. Aus diesem Wechselspiel können sich bei aufmerksamem Beachten der Reaktionen des Gegenübers viele Wendepunkte im Leben jedes Einzelnen entwickeln.

Ein Wendepunkt beinhaltet die veränderte Grundeinstellung zum Leben, sich dem zu öffnen, was mit einem geschehen will, sich dem zur Verfügung zu stellen, was an einen herantritt, ansprechbar zu sein auf das, was die Partner uns andeuten wollen. Jeder ist die Hauptperson auf der Büh-



ne seines Lebens. Aber niemand kann seine Geschichte spielen ohne die Mitspieler, die ihm seine Rolle zugestehen.

«Wie kann man – trotz der Eigendynamik des Lebenslaufs, trotz allen Scheiterns ursprünglicher Lebenspläne und trotz leidvoller Erfahrungen – aus seinem Leben eine sinnvolle, glaubwürdige, also eine «gute» Geschichte machen?» Ein hoher Anspruch, dem dieses Buch vollumfänglich gerecht wird. Es ist als Lektüre hochspannend und gibt Einsichten in die Abläufe der menschlichen Entwicklung in einem grösseren Zusammenhang. «Der Mensch kann sich dem Allumfassenden anbieten, dass es sich in ihm verwirkliche, [...] gleichzeitig geht es aber auch darum, damit leben zu können, dass einem kein besonderer Auftrag erteilt wird und man zur Erfüllung seiner Aufgaben nur über begrenzte Kräfte und Fähigkeiten verfügt.»

Barbara Fehlbaum

Psycho- therapie: Leben Lernen



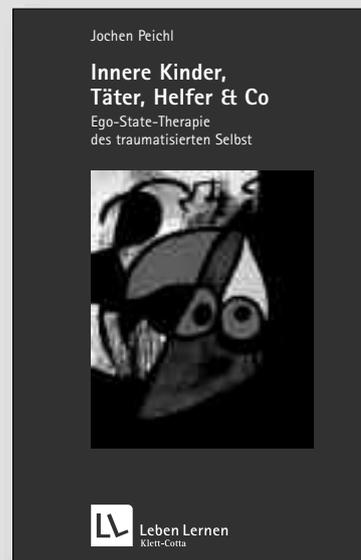
Leben Lernen
Klett-Cotta

www.Klett-Cotta.de/LebenLernen



Andreas Krüger/Luise Reddemann:
Psychodynamisch Imaginative
Traumatherapie für Kinder und Jugendliche
PITT-KID – Das Manual
2007. 279 Seiten, broschiert
€ 24,- (D)/sFr 42,20
ISBN 978-3-608-89048-8

Traumatisierte Kinder und Jugendliche benötigen eigene Behandlungskonzepte. Das PITT-Manual von Luise Reddemann bietet eine hervorragende Basis für eine Übertragung auf die Kinder- und Jugendlichentherapie.



Jochen Peichl:
Innere Kinder, Täter,
Helfer & Co
Ego-State-Therapie des traumatisierten Selbst
2007. 248 Seiten, broschiert
€ 24,50 (D)/sFr 43,-
ISBN 978-3-608-89047-1

Traumatisierte Menschen fühlen sich in viel stärkerem Maße als andere als »multiple« Persönlichkeiten. Wie mit den unterschiedlichen Selbstanteilen psychotherapeutisch wirksam gearbeitet werden kann, zeigt dieser praxiserprobte und innovative Ansatz.



Franz Ruppert:
Seelische Spaltung und innere Heilung
Traumatische Erfahrungen integrieren
2007. 262 Seiten, broschiert
€ 22,50 (D)/sFr 39,80
ISBN 978-3-608-89051-8

Das Selbst traumatisierter Patienten ist häufig tief gespalten, was zu immer neuem Leid führt. Wie es gelingt, die Abspaltungen ins Bewusstsein des Patienten zu heben, ihre Funktionen zu klären und therapeutische Strategien zu entwickeln, zeigt der Autor an zahlreichen eindrucksvollen Beispielen.



Helmut Kuntz:
Sucht – Eine Herausforderung im
therapeutischen Alltag
2007. 230 Seiten, broschiert
€ 23,- (D)/sFr 40,60
ISBN 978-3-608-89029-7

Psychische Probleme und süchtiges Verhalten sind häufig eng miteinander verwoben. Das Buch klärt über typische Probleme und Beziehungsdynamiken auf und unterstützt Berater, Therapeuten und Ärzte durch Hintergrundinformationen, Therapiematerialien und viele Beispiele aus der Praxis.



Rainer Rehberger:
Messies – Sucht und Zwang
Psychodynamik und Behandlung bei
Messie-Syndrom und Zwangsstörung
2007. 256 Seiten, broschiert
€ 22,50 (D)/sFr 39,80
ISBN 978-3-608-89049-5

»Messies« können schwer Ordnung halten. Sie sammeln oft alles, bis zur Unbewohnbarkeit ihrer Wohnungen oder Häuser. Welches Störungsbild sich hinter diesem Phänomen verbirgt und welche Behandlungsansätze aussichtsreich sind, erfährt der Leser in diesem materialreichen und innovativen Buch.

- 25.09.2007 Forum 13: Personal- und Organisationsentwicklung auf dem Weg in die Zukunft.
Referentin: Christine Ledergerber. Restaurant Rigi Hof, Zürich. Ab 18 Uhr Apéro. 19 Uhr Referat.
Gäste herzlich willkommen.
- 21.11.2007 14.00–16.00 Uhr Betriebsbesichtigung Chocolat Bernrain in Kreuzlingen
- 11.03.2008 Mitgliederversammlung im Restaurant Zunfthaus zur Waag in Zürich
- 04.04.2008 Delegiertenversammlung und Jubiläum FH SCHWEIZ in Zürich
- 28.06.2008 3. Kongress der Schweizer Psy-Verbände in Zürich
- 23.10.2008 SBAP.-Preis-Verleihung in Angewandter Psychologie

Redaktionskommission:

Heidi Aeschlimann
Barbara Fehlbaum
Claudio Moro

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

Heidi Aeschlimann
Dorothee Bürgi
Barbara Fehlbaum
Christian Filk
Stefan Hackh
Paul Hälgi
Andreas Maercker
Beat Messerli
Claudio Moro
Ueli Oswald
Peter Schmutz
Franca Siegfried
Frank Urbaniok
Agnes von Wyl
René Zihlmann

**Koordination /
Inserate und Beilagen:**
SBAP. Geschäftsstelle

Auflage:
1100 Exemplare

Redaktionsschluss
Nr. 4/2007: 15. Oktober 2007

Druck und Ausrüsten:
Druckerei Peter & Co., Zürich

Lektorat:
Thomas Basler, Winterthur

Konzept und Gestaltung:
greutmann bolzern zürich

Adresse:
SBAP. Geschäftsstelle
Merkurstrasse 36
8032 Zürich
Tel. 043 268 04 05
Fax 043 268 04 06
info@sbap.ch
www.sbap.ch